

Nordisches Archiv

vom Jahre 1809.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Kaffka.

Erstes Bändchen.

Januar, Februar, März.



R i g a ,

bei dem Herausgeber.

Inhalt des ersten Bändchens.

J a n u a r.

Seite.

- I. Darstellung des russischen Handels, von dem Staats- und Commerz-Minister, Grafen Nicolaus von Romanzoff. 1.
- II. Etwas über das Sprüchwort: "Von Todten muß man nichts als Gutes reden!" 27.
- III. Züge aus dem Leben des Grafen Hermann von Lestof. 30.
- IV. Historische Uebersicht des russisch-schwedischen Kriegs in Finnland. 33.
- V. Ueber Vorausbestimmung des Wetters. 46. 64
- VI. Statistische Nachricht über einige neuere Besitzungen Rußlands. 72.
- VII. Ursprung der Janitscharen. 78.

F e b r u a r.

- I. Ueber die Nicht-Existenz eines Verhängnisses zur Veredlung der Menschheit durch Staatsumwälzungen von C. G. Ahnert. 81.

	Seite.
II. Zucker aus dem Saft des Zuckerahorns	100.
III. Die großen Männer zu Anfange der Jahr: hunderte.	111.
IV. Ueber die gehemmte Schiffahrt in Rußland.	114.
V. Ereignisse der Zukunft, aus der Zusammen: stellung der jezigen Begebenheiten gefolgert.	118.
VI. Europäisches Staatenverhältniß, dargestellt mit erlaubter Freymüthigkeit.	123.
VII. Ueber den gewesenen preussischen Staats: minister von Stein.	127.
VIII. Etwas über die Spanier.	130.
IX. Politische Neuigkeiten.	137.

M ä r z.

I. Ueber die Nicht-Existenz eines Verhängnisses zur Veredlung der Menschheit durch Staats: umwälzungen. (Beschluss.)	145.
II. Aus dem Briefe eines Reisenden.	164.
III. Cromwell. Ein historischer Versuch.	175.
IV. Die Koräcken.	214.

Nordisches Archiv.

Monat Januar 1809.

I.

Darstellung des russischen Handels, von dem Staats- und Commerz-Minister, Grafen Nicolaus von Romanzoff.

Der jetzt zu Paris befindliche russisch-kaiserl. Staatsminister, Graf von Romanzoff, dessen Ministerium bisher so denkwürdig geworden, hat sich auch das Verdienst erworben, das Publikum mit einer Darstellung des russischen Handels zu beschenken, deren Trefflichkeit bedauern läßt, daß man von andern Reichen nicht ähnliche Tableaux besitzt. Gedachtes wichtige Werk, welches

1

bis jetzt selbst in Liefland noch wenig bekannt geworden, ist zu St. Petersburg unter dem Titel erschienen:

Tableaux du Commerce de l'Empire de Russie, Années 1802, 1803, 1804, 1805; publiés par S. E. Mr. le Comte Nic. de Romanzoff, Conseiller privé actuel, Sénateur, Membre du Conseil d'Etat, Ministre des Affaires étrangères et du Commerce, Directeur Général du Département des Communications des Eaux et Rivières et de celui des Ponts et Chaussées dans l'Empire, et Chevalier des Ordres de Russie; traduits de l'Original et redigés en forme synoptique par Fr. Pfeifer, Conseiller de Cour au Service de S. M. l'Empereur de toutes les Russies, attaché au College Imperial de Commerce et Membre du Comité Medico-Philantropique. St. Petersburg 1808; Royal-Folio, mit einer schönen Titel-Bignette der neuen Börse zu St. Petersburg.

Dieses Werk ist von dem Uebersetzer, dem Herrn Hofrath Pfeiffer, dem Kaiser Napoleon dedicirt. Es besteht aus 18 Tabellen. Folgendes ist die Einleitung dazu von dem erlauchten Verfasser:

Bericht vom Jahre 1802.

Bis jetzt hat man sich, wie es scheint, in Rußland noch nicht damit beschäftigt, durch zweckmäßige Zusammenstellungen eine sogenannte Handels-Bilanz zu formiren. Alles, was man in dieser Hinsicht wußte, war eine allgemeine Nomenclatur der aus- und eingeführten Waaren, wobey man sich bemühet, den baaren Betrag der Zölle kennen zu lernen. Selbst diese Kenntnisse waren immer noch mit einem geheimnißvollen Schleyer bedeckt, und da sie sich in den Archiven nicht systematisch geordnet befanden, so war man, wenn ich so sagen darf, aller Mittel beraubt, richtige Folgerungen daraus zu ziehen.

Der Chef des Handels-Departements giebt hier vom ersten Jahre seines Ministeriums an, eine tabellarische Ue-

berficht von dem allgemeinen Handel des Reichs, in allen seinen verschiedenen Zweigen.

Zwar haben diejenigen, welche Untersuchungen über den Handel anstellen, versichern wollen, daß man bey solchen tabellariſchen Werken auf strenge Genauigkeit nicht rechnen könne; aber dennoch erwarten die Ungläubigen selbige jährlich mit Ungeduld, und nähern sich, indem sie durch verschiedene Zusammenstellungen, vermöge dieser Angaben, zu allgemeinen Folgerungen gelangen, so viel wie möglich der Wahrheit.

Bis jetzt war die Administration des Handels, wie ich eben gesagt habe, mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt. Allein, was hätte der Souverain, wenn er Vater Seiner Unterthanen ist, Seinen Kindern zu verheimlichen? Der Kaiser hat befohlen, daß man dem ganzen Reiche das System des russischen Handels, in seinem ganzen Umfange bekannt mache. Indem er es dadurch Seinen Völkern erleichtert, das Ganze zu übersehen, muntert er die spekulativen Köpfe auf, Vergleichen anzustellen, und bietet dadurch der Privat-Industrie die Mittel dar, zum öffentlichen Nutzen beyzu-

tragen, während sie sich bestrebt, ihr eigenes Interesse zu befördern.

Wie schmeichelhaft wird es daher für mich seyn, wenn während meines Ministeriums nützliche Veränderungen in unserm Handel bewürkt würden.

Die gegenwärtigen Tabellen, vorzüglich No. 13., 14. und 15. welche den Transitohandel betreffen, zeichnen den Weg vor, der zu befolgen ist.

(Unterz.) Graf v. Romanzoff.
Commerz-Minister.

Bericht vom Jahre 1803.

Der Chef des Handels-Departements, bringt zum zweiten Male, auf dem, von der Hand des Kaisers, ihm vorgezeichneten Wege, die Tabellen der Handelsbilanz vom Jahre 1803 zur Kenntniß von Sr. Majestät Unterthanen. — Die Einfuhr fremder Waaren betrug 55 Mill., die Ausfuhr 67 Mill. Die Zölle haben 1 Mill. 118,000 Rubel mehr eingebracht, als im Jahre 1802.

Der Handel auf dem schwarzen Meere spürte schon die heilsame Wirkung der Fürsorge unsers Souverains. Die Ein- und

Ausfuhr in den Häven dieses Meeres, hat sich in aller Hinsicht im Vergleich mit dem vorigen Jahre verdoppelt. Die Ausfuhr hat über eine Million baares Geld eingebracht, außer was vorher schon hereinkam, und im ganzen Reiche sind für 2 Millionen Rubel an Fabrikaten weniger eingeführt.

Wenn der Gang, welchen der Handel in einem Jahre genommen, zum Maaßstabe dienen könnte, so würden sich daraus, in Hinsicht des Letztern, günstige Folgerungen ziehen lassen, indem man schlosse, daß die Bedürfnisse der Nation durch eigene National-Industrie wären vermindert worden; allein ein solches Resultat, um Festigkeit zu erhalten, muß durch mehrere Jahre bewiesen seyn. Indessen scheint man doch durch die Thatsachen eines Jahrs zu der Hoffnung berechtigt zu seyn, ähnliche Phänomene erwarten zu können.

Die Gouvernements Orenburg und Tobolsk haben für $\frac{1}{2}$ Million mehr an rohen Stoffen eingeführt und die Ausfuhr betrug 300,000 Rubel weniger, als im vorigen Jahre. Kann man hieraus nicht schließen, daß unsere Manufakturen sich vermehren,

und daß die Nation ihre Produkte selbst benutzt?

Der Transito-Handel ist im Jahre 1804 stärker gewesen. Man sehe die 13te, 14te und 15te Tabelle.

Die Schiffahrt der Nationalen hat sich vermehrt. Man sehe die 16te Tabelle.

Das Gouvernement hat die Bezahlung des Zolls im fremden Gelde abgeschafft.

Den Nutzen dieser Maaßregel hat die Erfahrung bewiesen. Man hat mehr Gold und Silber im fremden Gelde eingeführt als im Jahr 1802, und diese Metalle haben wir, durch den hohen Wechsel-Cours, weit wohlfeiler erhalten. Wenn wir den mittlern Stand des Wechsel-Courses in den Jahren 1802 und 1803 annehmen, so ergiebt sich als Resultat: daß die Einfuhr der edlen Metalle, gemünzt oder in Barren, im Jahre 1803 über eine Million Rubel mehr betragen hat, als im vorhergehenden Jahre. Diese kurze Darstellung beweiset, daß der russische Handel mit Vortheil geführt wird, ungeachtet der nachtheiligen Wirkungen welche der feindliche Zustand der beiden überwiegenden Mächte (des deux puissan-

ces prépondérantes) auf den Handel der Nationen äußert. Alle diese Folgerungen gründen sich, wie ich schon oben erwähnt habe, auf die hier beygefügte Tabellen.

Wie ist's möglich, das Handels-Fach durch die Erfahrung eines einzigen zu verwalten, wie lassen sich sichere Principen zum allgemeinen Wohl aufstellen, ohne vergangene Thatsachen zu vergleichen und zu combiniren, wovon ein einzelner Mann nicht Augenzeuge hat seyn können? Es ist unstreitig weit sicherer, Thatsachen, als die noch so sehr unterrichteten Personen zu befragen.

Ich werde mich hinlänglich belohnt halten, wenn man mit mir von dem Nutzen der Tabellen überzeugt ist, die ich dem Publico übergebe.

Ein jeder wird, — durch die auf Befehl des regierenden Kaisers angefangene Sammlung solcher Materialien, und durch die Verbreitung dieser Kenntnisse, — mit der größten Erkenntlichkeit es empfinden; wie sehr unserm Souverain das Interesse und das

Wohl aller Individuen seines großen Reichs
am Herzen liegt.

(Unterz.) Graf v. Romanzoff.
Commerz-Minister.

Bericht vom Jahre 1804.

Die Erschütterung, welche die politische Lage von Europa im Jahre 1804 erlitten, und die Unterbrechung von so vielen Handels-Verhältnissen, haben auch die dem Handel so nothwendige Freyheit angegriffen, und die nützliche Circulation, welche die Industrie-Produkte von Nationen verlangen, ist allenthalben gehemmt worden. Es ließ sich vorher sehen, daß auch wir gleichfalls den Einfluß dieser Begebenheiten empfinden würden. Indessen kann man doch behaupten, daß der russische Handel im Jahre 1804 für die Nation nicht nachtheilig gewesen ist, wenn man einen größern Werth auf die Entwicklung des Handels in Beziehung auf National-Wohl, als auf seine Ausdehnung nach dem Auslande setzt.

Die Einfuhr hat sich im Jahre 1803 um 6 Millionen, die Ausfuhr um 3 Millionen vermindert; allein wir haben dennoch eine

Bilanz von 9,517,440 Rubeln für uns. Im Jahre 1803 betrug diese 11,590,968.

In Betreff des Handels in den Ostseehäfen ist zu bemerken: daß 1) im Jahre 1804 im allgemeinen weniger Fabrikate, aber $\frac{1}{2}$ Million an roher Baumwolle mehr eingeführt worden. 2) Hat man mehr russische Fabrikate als im Jahre 1803 ausgeführt. 3) Die Einfuhr des rohen Zuckers hat sich vermehrt. 4) Es ist weniger Blech eingeführt worden.

In Hinsicht des chinesischen Handels ist zu bemerken, daß man für $\frac{1}{2}$ Million Thee mehr eingeführt hat, und auch mehr rohe Seide wie im Jahre 1803. Ueberhaupt hat man im Jahre 1804 für 2 Millionen an Manufakturen weniger eingeführt.

Ich habe bereits in den vorläufigen Bemerkungen zum Jahre 1803 gesagt, daß die Verminderung der Einfuhr fremder Fabrikate uns zu dem Schluß berechtigte, daß die Fortschritte der National-Industrie den Bedürfnissen der Nation müßten angemessen seyn. Ich setzte hinzu, daß diese Conjunction nur durch eine Reihe von Jahren, die das nehmliche Resultat liefern, bestätigt werden könnte.

Wenn wir jetzt in dem Handel dieselben Thatsachen antreffen, wie im Jahre 1803, scheint da die Wahrheit nicht von neuem sich zu bestätigen, daß die Einfuhr der fremden Fabrikate ab- und die Ausfuhr unsrer Fabrikate zunimmt?

Diese Resultate, vermittelt dieser Tabellen zur Kenntniß der handelnden Klassen gebracht, müssen zu folgenden beiden Schlüssen leiten: 1) daß die Unterthanen das Reich bereichern können, wenn sie dem Luxus entsagen, der das Geld in die Fremde bringt; 2) daß sie zu dem Ueberfluß des Vaterlandes beitragen können, wenn sie sich bemühen, durch ihre eigenen Fabrikate diejenigen ausländischen zu ersetzen, welche man gar nicht entbehren kann.

Man kann sich wahrlich des Gedankens nicht erwehren, daß der Befehl des Kaisers, diese Tabellen zu publiciren, eine wohlthätige Belehrung ist, die ein Vater seinen Kindern ertheilen läßt.

(Unterz.)

Graf v. Romanzoff.
Commerz-Minister.

Bericht vom Jahre 1805.

Die Tabellen vom russischen Handel

während des Jahrs 1805, auf eben der Weise wie die vorhergehenden abgefaßt, werden denjenigen, der an dergleichen Untersuchungen gewöhnt ist, überzeugen, daß die fremden Nationen der russischen Produkte bedürfen, so wie sie ihm auch die Perspektive zu den großen Entwicklungen eröffnen werden, deren der Handel dieses Reichs noch fähig ist.

Ungeachtet des Friedensbruch von Lunneville und der Erneuerung des Kriegs zwischen den Franzosen und Engländern, ungeachtet der beynabe gänzlichen Vernichtung, die den Handel getroffen, hat Rußland für 6 Millionen fremder Waaren mehr erhalten, als im Jahre 1804. Es hat für $13\frac{1}{2}$ Millionen von den seinigen mehr ausgeführt. Wir haben eine Bilanz von $23\frac{1}{2}$ Millionen für uns gehabt. Wenn man hierbey in Erwägung zieht, daß unter den Einfuhr-Artikeln sich ein Ueberschuß von mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen an fremden Gold- und Silbergelde befindet, dessen Wieder-Ausfuhr nach Asien um 568,000 Rubel weniger betragen hat, als im Jahre 1804, so

muß man sagen, daß die Bilanz für uns noch günstiger gewesen ist.

Man hat es im Jahre 1803 als einen Beweis der Vermehrung der National-Industrie angeführt, daß die Einfuhr roher Stoffe aus der Fremde sich vermehre und hingegen die Ausfuhr derselben aus Rußland sich vermindere. Indem wir es den folgenden Jahren überließen, die Wahrheit dieser Behauptung zu rechtfertigen, welche sich im Jahre 1804 gleichfalls bewährte, so finden wir die Bestätigung von neuem im Jahre 1805. Man hat von oben erwähnten Produkten für $3\frac{1}{2}$ Millionen mehr eingeführt, unter welchen sich über 2 Millionen roher Baumwolle, für 874,000 Rubel roher Seide und für 616,000 Rubel an Farbstoffen aller Art befanden. Von den russischen rohen Stoffen hat man für $\frac{1}{2}$ Million weniger ausgeführt.

Das Getreide macht einen wichtigen Artikel aus, der, wie wir bereits gesagt, den Handel immer nach Rußland ziehen wird. Rußland wird immer, wegen seiner großen Ausdehnung und der Fruchtbarkeit seines Bodens, in dieser Art Handel über alle

andere Länder ein entschiedenes Uebergewicht haben. Im Jahre 1805 hat man für mehr denn 20 Millionen Rubel an Getreide ausgeführt, das heißt, für 12 Millionen mehr als im Jahre 1804.

Der Transit-Handel hat sich gleichfalls erweitert. Er hat 2,283,000 Rubel eingetragen.

(Unterz.)

Graf v. Romanzoff.
Commerz-Minister.

Nun folgen die einzelnen Tabellen über den Handel der Ostsee, des weißen, schwarzen und caspischen Meers 2c. und dann das Resultat derselben, nemlich folgende

Allgemeine Uebersicht der Aus- und Einfuhr in alle russische Häfen und Handelsplätze.

J u n d e r D i s t r i k t e .

S t ä d t e n .

St. Petersburg, Wiga, Cronstadt, Narva, Neval, Woltisch, Port, Hapsal, Pernau, Arensburg,
Libau, Windau, Wiborg, Friedrichsham.

	Im Jahre 1802.		1803.		1804.		1805.	
	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Eisenerzen	11330595.	7041008.	11170539.	6475263.	12100409.	3503622.	11223757.	11909885.
Rohe Stoffe	5743572.	30265817.	5804144.	34516303.	5780528.	34850663.	7362422.	33558379.
Manufakturw.	10961133.	5589720.	9899257.	4445883.	7786229.	5465039.	7052138.	5299050.
Metalle	4586074.	3758040.	3081936.	3659869.	1202176.	1133823.	3203079.	1941700.
Wich	5493.	28.	57070.	2006.	59226.	15.	99817.	25.
Diamanten	---	---	10000.	---	10212.	---	---	---
Wechte Verlen.	12170.	---	24900.	---	54365.	---	15000.	---
Wersch. Artikel	344435.	262521.	77830.	320959.	114508.	177838.	5788.	206144.
Summa	32983418.	46917134.	30125676.	49420283.	27107653.	45151020.	28962001.	52015188.
Bilanz	---	13933716.	---	19294607.	---	18043367.	---	23053187.

Im weißen Meere.

Säfen.

Archangel, Onega.

	Im Jahre 1802.		1803.		1804.		1805.	
	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Eiswaaren	387404.	1383042.	328392.	1538907.	234174.	549185.	296119.	2796119.
Rohe Stoffe	63414.	2398985.	79336.	2422498.	106005.	1451133.	51757.	1569308.
Manufakturwaaren	61841.	593604.	80673.	628174.	33526.	203738.	28749.	336205.
Metalle	29800.	399124.	10796.	129670.	4444.	6969.	8096.	38931.
Vieh	—	479.	—	598.	200.	111.	500.	248.
Diamanten	—	—	—	—	—	—	—	—
Rechte Verlen	—	—	—	—	2204.	—	—	—
Versch. Artikel	7126.	20683.	5309.	22791.	3017.	10354.	4851.	13281.
Summa	549585.	4795909.	504506.	4802638.	388669.	2221490.	389872.	3754091.
Bilanz	—	4246324.	—	4298141.	—	1832821.	—	3364219.

Im schwarzen und asowschen Meere.

W ä f e n.

Odessa, Nicolaief, Otschakof, Cherson, Ovidiopol, Kertsch, Theodosia, Eupatoria, Sebafopo
 Now, Laganrog, Marioupol, Jenikale.

	Im Jahre 1802.		1803.		1804.		1805.	
	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Eiswaaren	869674.	2278755.	1385582.	3806878.	2238860.	3888166.	1978344.	6063551.
Nohe Stoffe	771967.	130383.	615394.	162291.	984674.	156118.	1300404.	107817.
Manufakturwaaren	189406.	224550.	320420.	291739.	335407.	201761.	385091.	191942.
Metalle	183989.	334190.	635439.	634405.	637519.	650520.	1651749.	1025466.
Wied	—	—	1052.	503.	11083.	483.	10368.	433.
Diamanten	—	—	111.	—	—	—	—	—
Aechte Perlen.	314.	—	961.	—	1700.	—	28834.	—
Wersch. Artikel.	39414.	18218.	1926.	28254.	6902.	11309.	10219.	12135.
Summa	2054769.	2986096.	2960886.	2924050.	4216145.	4908357.	5365059.	7401354.
Bilanz	—	931327.	—	1963164.	—	692212.	—	2036295.

Im caspischen Meere.

S a f e n.

Astrachan.

	Im Jahre 1802.		1803.		1804.		1805.	
	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Eswaaren	15134.	5199.	10273.	8724.	18015.	9129.	7961.	16537.
Rohe Stoffe	527327.	6796.	637714.	3334.	512516.	1809.	606468.	1526.
Manufakturwaaren	123000.	32145.	153515.	24580.	226645.	30996.	242746.	25249.
Metalle	—	43753.	—	105402.	—	50816.	—	79558.
Wich	—	—	—	—	—	—	—	—
Diamanten	—	—	—	—	—	—	—	—
Rechte Verfen	—	—	—	—	—	—	—	—
Wersch. Artikel	585.	2091.	690.	8289.	26.	3755.	26.	3694.
Summa	666044.	89984.	802192.	150138.	757241.	96458.	857201.	126564.
Wians	576060.	—	652054.	—	660756.	—	730637.	—

Im Gouvernement von Finnland ic.

Handelsplätze.

Serdopol, Nyseter, Wilmansstrand, Doucheseréf.

	1802.		1803.		1804.		1805.	
	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Eiswaaren	33277.	10249.	19531.	2810.	36169.	5631.	42399.	10019.
Nohe Stoffe	63046.	82534.	33219.	39718.	26583.	22844.	34891.	30597.
Manufakturwaaren	2011.	8737.	842.	8784.	910.	11173.	230.	11614.
Metalle	32.	443.	—	783.	26.	491.	—	885.
Vieh	250.	—	—	—	260.	—	144.	—
Diamanten	—	—	—	—	—	—	—	—
Rechte Perlen	—	—	—	—	—	—	6000.	—
Verschied. Artikel	452.	8428.	64.	16328.	77.	3467.	217.	4187.
Summa	99068.	110391.	53656.	68423.	64016.	43606.	83881.	57302.
Bilanz	—	11323.	—	14767.	20410.	—	26597.	—

Im Gouvernement von Wilna, Grodno &c.

Handelsplätze.

Polangen, Gegendenburg, Kowno, Grodno, Brzesk, Krinski, Preborof, Radziwilow,
Kochampol, Wolofschiski, Ssafowek.

	Im Jahre 1802.		1803.		1804.		1805.	
	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Eiswaaren	800172.	1602495.	714119.	2000909.	551382.	999803.	955704.	2689351.
Nohe Stoffe	656285.	1404789.	493478.	1311859.	624924.	1152626.	685976.	1169870.
Manufakturwaaren	2674047.	96516.	2148650.	86170.	2338455.	76768.	2032459.	94101.
Metalle	6231665.	2855.	7398515.	347.	4691572.	350.	4221131.	351.
Wieb	20201.	1361083.	25945.	1264411.	33721.	1163432.	4810.	924303.
Diamanten	—	—	34000.	—	32730.	—	15637.	—
Rechte Verfen	49000.	—	184000.	—	179502.	—	192779.	—
Verfch. Artifcl	140975.	20303.	19427.	120543.	10277.	33168.	15667.	46275.
Summa	10572345.	4488041.	11018134.	4784639.	8459363.	3426157.	8122163.	4924251.
Bilanz	6084304.	—	6233495.	—	5033406.	—	3197912.	—

Im Gouvernement von Podolien, Cherson ic.

Handelplätze.
Mohilew, Dubossar.

	Im Jahre 1802.		1803.		1804.		1805.	
	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Eismaaren	239782.	110444.	266863.	106145.	190774.	150911.	268034.	139533.
Rohe Stoffe	1422279.	152608.	1379199.	46931.	431450.	70751.	692831.	52211.
Manufakturwaaren	25998.	369139.	28812.	243727.	36932.	132605.	65862.	197002.
Metalle	389454.	52054.	717411.	41345.	846366.	41091.	917896.	28846.
Vieh	8959.	33970.	34909.	7529.	8609.	5085.	6408.	7829.
Diamanten	2310.	—	2394.	—	1260.	—	2040.	—
Rechte Perlen	372770.	—	655749.	—	748501.	—	742843.	—
Wersch. Artikel	10320.	60849.	2618.	27397.	4971.	15395.	1794.	55698.
Summa	2471867.	779064.	3087655.	473056.	2268863.	415838.	2687708.	481119.
Bilanz	1692803.	—	2614599.	—	1833025.	—	2206589.	—

Im Gouvernement von Astrachan und vom Caucasus.

Handelsplätze.

Kielar, Rosdof, Proschnooforsk.

	Im Jahre 1802.		1803.		1804.		1805.	
	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Eisenaaren	20450.	360.	28310.	346.	36430.	85.	41565.	52.
Rohe Stoffe	160682.	4831.	146048.	989.	86460.	401.	122005.	83.
Manufakturwaaren	16857.	6753.	16769.	5017.	13591.	1698.	9078.	2157.
Metalle	—	418.	—	2778.	—	3601.	—	5469.
Wied	—	984.	—	205.	—	70.	—	5469.
Diamanten	—	—	—	—	—	—	—	—
Rechte Perlen	—	—	—	—	—	—	—	—
Bersch. Artikel	3279.	1996.	1050.	7546.	2501.	971.	7835.	1959.
Summa	201268.	15348.	192177.	16881.	138982.	6826.	180483.	9934.
Bilanz	185920.	—	175296.	—	132156.	—	170549.	—

Im Gouvernement von Drenburg und Lobositz.

S ä f e n.

Drenburg, Troitz, Petropawlofsk, Semipolatsinsk, Cheljesinsk, Koriackof, Ustkaemengorodk,
Buchturma.

	Im Jahre 1802.		1803.		1804.		1805.	
	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Eswaaren	5289.	2313.	3303.	20556.	2688.	61835.	2984.	83898.
Rohe Stoffe	785818.	436248.	1281193.	85523.	348098.	93518.	1483109.	158525.
Manufakturwaaren	958702.	501648.	952587.	589026.	341861.	460138.	918846.	624581.
Metalle	2302.	79508.	—	76977.	944.	1715.	—	94981.
Wich	675062.	5308.	733811.	2359.	651455.	3535.	764486.	2922.
Diamanten	—	—	—	—	—	—	—	—
Aechte Perlen	—	—	—	—	—	—	—	—
Verfch. Artikel	13083.	35274.	22770.	18857.	98.	147839.	511.	216177.
Summa	2442256.	1079410.	2993664.	793298.	1345144.	784020.	3169936.	1180984.
Bilanz	1360846.	—	2200366.	—	561124.	—	1988952.	—

Im Gouvernement von Erfußt.

Handelplätze.

Niachta, Suruchaitu.

	1802.		1803.		1804.		1805.	
	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Eshwaaren	1934724.	—	1750006.	—	228487.	—	2413492.	—
Rohe Stoffe	29591.	1507383.	38543.	1274216.	41485.	1486997.	33401.	1653432.
Manufakturwaaren	2523418.	457061.	2023971.	376253.	2421234.	442403.	3292518.	680835.
Metalle	—	—	—	—	—	—	—	—
Wieb	—	44774.	—	32410.	—	22095.	—	41149.
Diamanten	—	—	—	—	—	—	—	—
Rechte Perlen	—	—	—	—	—	—	—	—
Versch. Artikel	3574.	7102.	6609.	21923.	2389.	4255.	3335.	—
Summa	4491307.	2016320.	3819129.	1704802.	4753595.	1955750.	5742814.	2377384.
Bilanz	2474987.	—	2114327.	—	2797845.	—	3365430.	—

Der sämtliche Betrag der Ein- und Ausfuhr von St. Petersburg war folgender:

	1802.	1803.	1804.	1805.
Im Jahre				
Einfuhr.	30456802.	22821859.	31703738.	21018015.
Ausfuhr.	24735483.	30456802.	22821859.	29269206.
	5721319.	8881879.	8251191.	20489067.
				29331410.
				9342343.

Waren

Abgang und Ankunft sämtlicher Schiffe in allen Häfen des russischen Reichs.

	1802.	1803.	1804.	1805.
Im Jahre				
Angef.	3730.	4132.	3478.	3471.
Abgeg.	1660.	1660.	1849.	5332.
	2070.	2427.	1629.	2125.
			83.	49.
				3207.

beladen

Mit Ballast

Unter den angekommenen Schiffen waren 1802, 823 englische, 432 schwedische, 340 dänische, 189 holländische, 386 preussische, 165 Lübeckische, 63 amerikanische, 68 meklenburgische, 43 Kossacker und 22 Hamburger Schiffe. Im Jahre 1803 unter andern 1130 englische und 23 Hamburger Schiffe. 1804, 810 englische und 25 Hamburger, und 1805, 1136 englische, 763 dänische, 557 schwedische, 534 preussische, 168 Lübeckische, 108 russische, 14 portugiesische, 69 amerikanische, 34 Drenische, 233 meklenburgische, 60 oldenburgische und 40 Hamburger Schiffe.

Der Geld=Cours auf Hamburg hielt sich im Jahr 1802 immer zwischen 23 bis $27\frac{1}{4}$ fl. Bco. Im folgenden Jahre stieg er bis zu 29 fl. Bco., hielt sich im Januar und Februar des Jahrs 1804 auf diesem hohen Stand, blieb aber während des ganzen Jahrs zwischen 26 und 27 fl. Bco. Im Jahre 1805 blieb er immer zwischen 26 und 27 fl. Bco., nur im Juny und July ging er auf 28 fl. Bco.

Im Jahre 1808 ist der Cours auf Hamburg bekanntlich bis auf 15, 16 fl. Bco. für den Rubel gesunken.

Im Jahre 1805 waren nach obiger Angabe in den russischen Häfen angekommen 5332 Schiffe und abgesehelt 5085. Im gegenwärtigen Jahre 1808 hat, bey den ungunstigen Umständen für den Handel, die Anzahl der in den russischen Häfen angekommenen Schiffe nur 996 und die der abgegangenen 926 betragen. In den Häfen der Ostsee waren davon 295 angelangt. Es fehlten die englischen, schwedischen &c. Schiffe und den stärksten Seehandel nach Rußland hatten diesmal die Türken mit 355 Schiffen nach dem schwarzen Meere geführt.

II.

Etwas über das alte Sprüchwort: „Von den Todten muß man nichts als Gutes reden!“ *)

Man hat dieses Sprüchwort zu einem Gebot der Sittenlehre zu erheben gesucht, und ihm einen Anstrich von Menschenliebe gegeben, wodurch gewiß mancher bewogen worden ist, es ohne fernere Prüfung für ausgemachte volle Wahrheit anzunehmen. Bei näherer Prüfung zeigt sich's aber, daß es viel Einseitiges, Unbestimmtes, ja so gar der Sittlichkeit Nachtheiliges enthalte.

„Von den Todten soll man nichts als Gutes reden!“ — Wie nun, wenn man des Guten nur wenig, oder — wie das gewöhnlich der Fall ist — einzelne gute Eigenschaften mit Fehlern und Schwächen ge-

*) Diese Ideen drängten sich dem Concipienten dieser Zeilen auf, als einige Freunde eines unlängst Verstorbenen behaupten wollten: der Geistliche, so ihm den Leichensermön hielt, habe von dem Todten — nicht lauter Gutes gesprochen.

mischt findet: soll man einseitig loben und durch einseitiges Lob täuschen? oder gar dem Verstorbenen Tugenden anlügen, die er selbst nie kannte? Soll die Schmeicheley noch über das Grab hinaus reichen? — Oder darf man nicht bescheiden, wenn man auch den Todten nur obenhin gekannt hat, sein Urtheil über ihn sagen?

Es ist erlaubt und zuweilen Pflicht, die Lebenden zu tadeln — es versteht sich, daß wir zur rechten Zeit und auf die rechte Art tadeln; daß unser Urtheil geprüft, gerecht und mit aller möglichen Schonung des Getadelten abgefaßt sey. Alles gut heißen, was offenbar nicht gut ist, würde entweder Heucheleley, oder eine gutmüthige Schwäche verrathen, und es ist Pflicht des Predigers, das Laster, dem Mancher ein Mäntelchen überzudecken bemüht ist, ohne Schonung zu geißeln, die erlogene Tugend zu läutern und zu berichtigen. Warum sollte es nun verboten seyn, auch an dem Verstorbenen zu tadeln, was tadelnswürdig ist.

Gerade über den Verstorbenen läßt sich am ersten ein gerechtes und durch Güte gemildertes Urtheil erwarten; weil gewöhnlich

am Grabe Neid und Mißgunst ruhen und die bitterste Feindschaft sich versöhnt fühlt. Ein solches Urtheil ist für die Lebenden gewiß nicht ohne Nutzen. Gewiß ist Manchem, der an der Bahre seines verstorbenen Freundes steht, die Rücksicht auf ein gerechtes Gericht der Nachwelt ein nicht ganz zu verwerfender Antrieb zum Guten — oder hält wenigstens von den Fehlern und Schwächen ab, denen etwa sein verstorbener Freund mit ihm ergeben war.

Jenes so oft verkannte Sprüchwort enthält die einzige wahre Vorschrift: „Nie verleite dich Haß und Feindschaft, die Verdienste des Verstorbenen herabzusetzen, ihm Fehler anzulügen oder begangene Fehler zu vergrößern; denn eine ungerechte Anklage gegen Jemanden, der sich nicht vertheidigen kann, setzt den Ankläger in die Klasse verworfener Mordelms, und verabscheuungswürdig ist der Mensch, dessen Durst nach Rache selbst der Tod nicht auslöschen kann.“

Befleißiget euch daher, euer Thun und Handeln so einzurichten, daß ihr jenes Sprüchwort gar nicht bedürft. Euer Le-

ben sey ein Vermächtniß für die Zurückgebliebenen, diene ihnen zum Beyspiel, zur Lehre, zur Nachahmung! Ihr hört zwar am Grabe auf für die Welt zu wirken, aber euer vollendetes schöneres Leben giebt mehr oder weniger Stoff zur fortgesetzten Wirksamkeit.

III.

Züge aus dem Leben des Grafen Hermann von Lestok.

Die Geschichte enthält eine Menge plötzlicher Veränderungen und abstechender Kontraste der Situationen, welche diejenigen erführen, die eine Zeitlang als Günstlinge des Glücks glänzten. Einer dieser Günstlinge des Schicksals war der, im Jahre 1767 verstorbene, russische Geheimerath, Graf von Lestok. Er war der Sohn eines deutschen Chirurgen und Arztes zu Hannover, und wurde schon frühzeitig von seinem Vater zur Wund-Ärzeneykunst angehalten.

Um sein Heil in der Welt zu versuchen,

reiste er nach Holland und von da mit einem Schiffe nach der neuen Residenz St. Petersburg. Hier lernte ihn zufällig Peter der Große kennen. Sein munteres, lebhaftes Wesen gefiel dem Kaiser, und er stellte ihn bey dem Hofstaate seiner Gemahlin, Katharina, an. Allein seine zu weit getriebene Lebhaftigkeit und seine zur Unzeit angebrachte Offenheit, zogen ihm die Ungnade des Kaisers zu, und er ward nach Astrachan verwiesen.

Nach Peters Tode, im Jahr 1725, wurde er begnadigt, und er kehrte wieder nach Petersburg zurück. Sein feines Betragen, sein offener Verstand und sein unterhaltendes, launiges Wesen verschafften ihm bald Zutritt in angesehenere große Häuser — und die Prinzessin Elisabeth nahm ihn zu ihrem Leibchirurgus an.

Raum hatte Elisabeth den Thron bestiegen, so wurde Lestok geheimer Rath, erster Leibmedikus und General-Direktor des Medizinalwesens im russischen Reiche, und in den Adelstand erhoben. Er besaß in der Folge ganz die Protektion der Kaiserin, durch deren Vermittelung ihn Kaiser Karl VII. im

Jahr 1744 in den Reichsgrafenstand erhob. Drey Jahre darauf vermählte er sich mit der, im Jahre 1808 zu Riga verstorbenen, Gräfin Lestok, einer gebornen Baronesse Mengden.

Allein, die geträumte Herrlichkeit seines Lebens, sein überwiegendes Ansehn bey der Monarchin, reizte den Neid und Unwillen des damaligen Kanzlers Bestuschew. Er machte ihn der Kaiserin verdächtig, bewies aus einem aufgefangenen Schreiben an den König von Preußen, daß Lestok einer verdächtigen Korrespondenz sich schuldig gemacht habe, und der unglücklich verläumdete Mann ward nach Sibirien verwiesen. Sein Vermögen von einer halben Million wurde konfiscirt und zum Theil seinen Feinden zur Belohnung ihrer Treue gegeben. Kaum bestieg Peter III. den Thron, so rief er Lestok aus dem Exil zurück, beschenkte ihn mit einem goldenen Degen und mit dem Besitz aller seiner konfiscirt gewesenen Güter, ernannte ihn wieder zum geh. Rath — und Lestok starb in einem ruhigen Alter auf seinen Gütern in Liefland.

IV.

Historische Uebersicht des russisch-schwedischen Kriegs in Finnland.

In keinem Jahre ist in Finnland so viel Blut geflossen, als in dem verfloffenen. Schnell war die Eroberung desselben durch die Russen; die Invasion der Uebermacht beugte anfangs manchem Blutvergießen vor; Klugheit zog den Rückzug dem gefährlichen, fruchtlosen Widerstand vor; desto mühsamer und blutiger ist aber in der Folge die Besatzung, die Wiedereroberung des Landes geworden.

Der Krieg in Finnland bildet einen besondern Kontrast in der neuern Kriegsgeschichte. Seitdem das Genie Napoleons der Kriegskunst eine so neue Richtung und Organisation gegeben hat, entschieden bisher einzelne große Schlachten, an einem Tage, in einigen Stunden, das Loos des Kriegs, das Schicksal von Reichen.

Nicht so in Finnland. Hier gab's einen Krieg nach alter Manier. Heldenmuth gegen Heldenmuth, angefeuert von National-

Ruhm und altem Volkshafß — täglich Gefechte — Dörfer, Positionen besetzt, erobert und wieder erobert, — Seen und Engpässe, Scheeren und Gestade Finnlands mit Blut gefärbt, — und dabei keine, oder wenigstens keine große, keine auf immer in der Militair-Geschichte glänzende Resultate.

In keinem Lande von Europa sind freilich große Schlachten weniger denkbar als in Finnland, diesem europäischen Canada. Die unzähligen Schwierigkeiten des Terrains, die Menge von Seen, Morästen, Defileen und Hölzungen, verbunden mit den Schwierigkeiten der Verproviantirung, machen das Aufstellen oder vielmehr das Concentriren großer Heere in einer Gegend unmöglich; daher nur Gefechte zwischen einzelnen Truppen-Abtheilungen, höchstens Corps d'Armee, die aber um so leichter in Finnland vervielfältigt und um so hartnäckiger gemacht werden können, da die Natur des Landes so viele Positionen darbietet, die fester sind als alle Anlagen der Kunst.

Der Krieg in Finnland hat etwas über 8 Monate gedauert. Mit Einschluß der Besatzungen und der Seeleute auf den

Linien- und Ruderflotten sind wenigstens Hunderttausend Menschen gegen einander in Waffen gewesen. Keine Schlacht von Marengo oder eine dergleichen, geht aus dem finnländischen Kriege zur Unsterblichkeit über; allein die unzähligen Gefechte in Finnland zu Wasser und zu Lande, haben reichlich so viel Menschen gekostet, als eine der entscheidendsten Schlachten der neuern Zeit, — und es hat in Finnland Aktionen gegeben, die in Ansehung der Hartnäckigkeit und des heldenmüthigen Wettkampfs um den Sieg, von der Stunde der Morgenröthe an bis zum Dunkel der Nacht, diese oder jene der berühmtesten Bataillen unsers Jahrhunderts noch übertroffen haben.

Nach den Beylagen der St. Petersburger Hofzeitung würde die finnländische Kriegsgeschichte einen ansehnlich dicken Band ausmachen; die Schwedischen Völletins und Hofberichte in der Stockholmer Zeitung sind kürzer gewesen, aber freylich fragmentarisch, und meistens durch Umwege nach dem festen Lande gekommen. Einige originale, gut abgefaßte Artikel vom finnländi-

schen Kriege hat der Publiciste zu Paris unter der Rubrik von Lübeck geliefert.

Außer den beyden westlichen Ländern des Continents, wo sich die Hydra der Insurrection erhoben, wo der Greuel des Fanatismus und der Revolutionswuth bisher schon so viele gewesen, hat in vorigem Jahre kein Land in Europa so sehr gelitten, als Finnland. Da man schwedischer Seits die Einwohner mehrerer Gegenden — und zwar nicht ohne Erfolg — zur Insurrection und zur Bewaffnung aufforderte, so hatte dies natürlich bey aller Milde, welche die russische Regierung gegen diejenigen proklamirte, die sie für ihre neuen Unterthanen erklärt hatte, für manche Theilnehmer und deren Wohnörter verderbliche Folgen.

Die Hauptbegebenheiten des finnländischen Kriegs, sein Entstehen, die Uebergabe von Sweaborg, das partielle Treffen bey Walsisch-Port u. s. w. sind bereits bekannt. Hier folgt noch eine allgemeine Uebersicht des Gangs des Kriegs und derjenigen Vorfälle, die eine historische Merkwürdigkeit behalten.

Am 20sten Februar v. J. war die rus-

fische Armee unter dem Oberkommando des Generals, Grafen v. Buxhöden, in Schwedisch-Finnland eingerückt. Bei der geringen Anzahl der daselbst befindlichen schwedischen Truppen, bei ihrem unvorbereiteten Zustande und bey der Schnelligkeit und trefflichen Direktion der russischen Operationen, mitten im härtesten Winter, reichte ein Monat hin, jenes bisherige Großfürstenthum, außer den nördlichen Gegenden, fast ganz zu besetzen und durch die am 23sten März, neuen Styls, (nach diesem sind alle Angaben in gegenwärtiger Uebersicht) erfolgte Okkupation der Hauptstadt Abo, die Eroberung des Landes zu krönen.

General Klingspor, welcher die schwedischen Truppen en Chef kommandirte, — und der seitdem Feldmarschall geworden ist, der einzige, der nach dem Ableben des Fürsten von Hessenstein jetzt diese militärische Würde besitzt — machte, bey dem Herankommen der Uebermacht, einen Rückzug, der seiner Thätigkeit und seinen militärischen Talenten zur Ehre gereichte. Immerhin ein Kontrast gegen den finnländischen Krieg im Jahre 1741 bis 1743, wo der rus-

fische Feldherr, Graf Lasch, den Grafen v. Löwenhaupt zu der außerordentlichen Capitalation zwang, von Helsingfors mit der ganzen Armee nach Schweden heimzukehren, — und gegen den Krieg unter Gustav III., wo General Kaulbars den nachtheiligen Rückzug machte, die seine gefängliche Einziehung und Bestrafung zur Folge hatte.

Klingspor zog die Garnisonen aller Dörfer, die sich nicht vertheidigen konnten, möglichst an sich, und trat so unter einzelnen Gefechten über Sawastehus seinen Rückmarsch nach Ostbothnien an, um auf jeden Fall mit Schweden zu Lande in Verbindung zu bleiben. Am 20sten April war sein Hauptquartier bis nach Uleaborg verlegt. Alle Versuche der Russen, ihn oder einzelne Theile seines Corps abzuschneiden und zu Gefangnen zu machen, blieben fruchtlos.

Bei dem Rückzuge vernichteten die Schweden alle Kriegs-Effekten und Magazine, die nicht fortgeschafft werden konnten, so viel als es die Eile und die Umstände erlaubten. So ward im Anfange vom März in Ubo auf Veranstellen des Contre-Admirals

Hjelmstjerna die dasige gesammte Scheeren-Flotte, aus 65 Kanonierböten und Ruderfahrzeugen und aus einer Fregatte bestehend, die wegen des Eises nicht fortgeführt werden konnten, in Brand gesteckt, und die Matrosen wurden landeinwärts transportirt. Ein gleiches geschah in Carelien zu Christina mit der dasigen kleinen Scheeren-Flotte auf dem Saimen-See. Natürlich fiel indeß den Russen bey der Schnelligkeit ihres Vordringens noch manche Kriegs- und andre Vorräthe in die Hände. Dies war namentlich der Fall zu Lawastehus, zu Warthaus, wo die Schweden 87 Kanonen zurückließen, und in der Festung Swartholm bey Lovisa, die sich, im Anfange vom März, nach einer kurzen Blockade, ergab. Man fand darin über 200 Artillerie-Stücke und eine Menge Munition. Der schwedische Commandant der Feste, Oberst Griepenberg, der mit seiner Besatzung von 800 Mann vom Jägerhornschen Regimente zum Kriegsgefangnen gemacht wurde, zeichnete sich durch seine Vertheidigung wenig aus, und trat hernach in russische Dienste. Swartholm, für die Schweden, im Rücken der vorge-

brungenen Russen so wichtig, fiel, mit allem wohl versehen, ohne Blutvergießen.

Eben so wenig glorreich und ausgezeichnet war die Vertheidigung des finnländischen Gibraltars, der Insel-Festung Sweaborg, durch den Vice-Admiral Cronstedt. Nachdem am 6ten April die bedingte Convention wegen derselben geschlossen war, ward sie am 3ten May von den Russen besetzt, um, noch nie erobert, von nun an eine der ersten Festungen des russischen Reichs zu bilden. Die Besatzung, die zu Sweaborg das Gewehr streckte und die aus den Regimentern Adlerkreuz, der verwittweten Königin, aus einem Bataillon von Jägerhorn und aus Abtheilungen der Nyländischen und Tamastehusischen Brigaden bestand, betrug, außer 182 Offiziers, zusammen 5653 Land- und See-Soldaten. In Artillerie fanden die Russen 1989 Stücke von verschiedenem Caliber vor, und die Scheeren-Flotte, die ihnen daselbst unversehrt in die Hände fiel, bestand aus 94 Fahrzeugen, worunter 2 Fregatten von 32, 6 Schebecken von 24 und eine Brigg von 16 Kanonen. Von den in der Festung vorgefundenen Munitions-Vorräthen gieng in

der Folge ein beträchtlicher Theil wieder verlohren, indem am 3ten Junius durch Unvorsichtigkeit ein Magazin von 100,000 Pfund Pulver in die Luft flog, wodurch einige 50 Menschen ihr Leben verlohren oder verwundet wurden. Jener Pulver=Verlust ward indeß bald durch neue Zufuhr von Cronstadt ersetzt, und die Schweden sahen sich im Laufe des ganzen Krieges nicht im Stande, auch nur einen Versuch zur Wiedererobierung der verlohrenen Felsen=Festung zu machen.

Durch die Einnahme von Sweaborg, der wichtigsten im Kriege von Finnland, ward der russische Besitz dieses Landes für die Zukunft begründet, von welchem der russische Feldherr, Graf v. Buxhövden, in seinen officiellen Berichten folgende Schilderung mittheilte:

„Die vorzüglichen Häfen, welche alle Küsten des finnischen und bothnischen Meerbusens im Ueberfluß haben, machen Finnland sehr bequem, eine zahlreiche Flotte zu halten, und da ganz Schwedisch=Finnland besonders an Waldungen reich ist, und das Bauholz vermittelst der vielen Flüsse und

Seen selbst in die Häfen gefloßt werden kann, so können daselbst mit dem größten Vortheil Fahrzeuge erbauet werden; auch wird jetzt an mehreren Orten der Schiffsbau von Privatpersonen betrieben, und die Fahrzeuge werden von diesen an Engländer, Portugiesen und andere Nationen verkauft. So macht auch der Handel mit Bau- und Brennholz und mit andern Waaren und Produkten einen wichtigen Zweig des Reichthums von Finnland aus, und dieser Handel kann mit der Zeit durch die Verbindung desselben mit dem Commerz von St. Petersburg zu einer ansehnlichen Höhe emporsteigen. Obgleich Finnland nicht so reich an Erdfrüchten ist, wie die fruchtbaren südlichen Provinzen Rußlands, so ist doch von hier, zwei Jahre zurück, Korn ins Ausland verführt worden, und sogar jetzt wird, ungeachtet des seit zwei Jahren statt gefundenen Mißwachses, kein außerordentlicher Mangel bemerkt. Bey den hiesigen Landleuten findet man außerordentliche Keuschheit, Ordnung, gute und sanfte Sitten und einen merklichen Grad von Aufklärung. Die ansehnliche Zahl von Eisenwerken, der Ueberfluß

an Kupfer und Eisenbergwerken, die Möglichkeit, die Manufakturen und andere Industrie-Anstalten zu erweitern, alles dieses zeichnet die Provinz aus und giebt derselben achtungswerthe Vortheile.“

So urtheilte Graf von Burhövden, dieser ehrwürdige Veteran im Militair- und Administrations-Fache, über eine Provinz, deren Behauptung bald nachher schwerer wurde, als deren Eroberung. Der Ulea-Fluß in Ostbothnien war die Gränze des russischen Vordringens; sey es, weil es nicht in dem Plane der russischen Regierung lag, durch Lappland oder über Tornea nach Schweden selbst vorzudringen, oder weil sich der Schwierigkeiten dabey zu viele darboten.

Die Invasion in Finnland hatte inzwischen ganz den Eifer der Regierung zu Stockholm geweckt und alle Kraft-Anstrengung nach diesem Punkte gerichtet. Es ward in Schweden die Mannschaft von 18 bis 36 Jahren ausgehoben und zu Stockholm und in andern Städten der Bau von Kanonier-Schaluppen verordnet. Sobald man in der Folge die Unmöglichkeit sah, Forbeern in

Norwegen einzuerndten, und sobald durch englische Kriegsschiffe die Küsten von Schonen gegen eine fremde Expedition gedeckt waren, wurden selbst von der westlichen Armee gegen Norwegen, die anfangs der General, Baron Armsfelt unter so wenig günstigen Auspicien und hernach der Generallieutenant Bror Ceberström (Präsident des Kriegs-Collegiums und General-Inspektor der Artillerie und Cavallerie) commandirte, Truppen zu der Armee nach Finnland gesandt. Auch nahm die famöse brittische Expedition, die unter dem General Moore mit der hannöverschen Legion zu Gothenburg ankam, an den schwedischen Kriegs-Operationen keinen Theil und kehrte ganz unverrichteter Sache nach England zurück, weil sie nicht zum Agiren in Finnland gebraucht werden sollte, wie es der Wille des Königs von Schweden war.

Mit Ende Aprils lächelte das erste Glück den schwedischen Waffen. Am 18ten April erhielten sie bey Sitajocki und am 27sten April bey Kawolax in Ostbothnien Vortheile über einzelne Abtheilungen russischer Truppen. An letzterm Ort betrug der Verlust

derselben, nach dem Hofbericht, gegen 300 Mann, worunter über 300 Gefangne; auch fielen den Schweden 4 Kanonen und 2 Fahnen in die Hände.

Bei der schwedischen Armee, die in 5 Brigaden vertheilt, um jene Zeit gegen 12,000 betragen mochte, wurden gedachte Vortheile durch ein Te Deum gefeyert, welche religiöse Ceremonie in der Folge bey jeder sich nur darbietenden, geringsten Gelegenheit wiederholt wurde. Französische Blätter machten dabey die Bemerkung: daß der König von Schweden wenigstens verstehe, sein Finnland recht gottesfürchtig (*trés pieusement*) zu verlieren.

Zu St. Petersburg ward dagegen am 17ten May ein Dankfest wegen der Eroberung Finnlands gehalten, welches sich durch eine erhabne Simplicität auszeichnete. Die Garden und andere Truppen defilirten vor der Statue Peters des Großen und feyerten durch Bezeugung der Militair-Honneurs das Andenken des Unsterblichen, der auch zur Eroberung Finnlands die ersten Schritte gethan hatte.

Die Waffen-Triumphe der Schweden im

nördlichen Ostbothnien waren an sich von keiner großen Bedeutung; sie wurden aber merkwürdig durch ihre Folgen. Die russischen Truppen = Detaschements, die zum Theil außer Verbindung gesetzt waren, und denen mehrere beträchtliche Transporte von Lebensmitteln genommen wurden, sahen sich zum Rückzuge genöthigt; der Muth der Schweden ward belebt, und der Vaterlandssinn der Landsleute angefeuert, die in Ostbothnien und andern Gegenden durch Proklamationen zur Insurrektion und zu Bewaffnung aufgefordert waren, zu einer Zeit, wo die von den Russen besetzten Gegenden am 21sten May dem neuen Landesheerrn den Eid der Treue schworen.

Zu den Continental-Successen der Schweden im May, gesellten sich auch glückliche Erfolge zur See. Schon im März hatten die Russen von Finnland aus übers Eis die Ålands-Inseln im bothnischen Meeresbusen besetzt. Sobald es die Jahreszeit erlaubte, gieng unter dem Obristlieutenant Kapfelman von Stockholm eine Expedition ab, um diese für die schwedische Hauptstadt und für das südliche Finnland gleich wichtige Inseln =

Gruppe wieder zu besetzen. Und die Expedition glückte. Der russische Oberst Witsch, dem bey dem Eisgange und bey dem Mangel an Fahrzeugen die Communication mit Abo benommen war, sah sich am 9ten May genöthigt, sich mit seinem Commando von 500 Mann zum Kriegsgefangnen zu ergeben. Seitdem sind auch im Laufe des Kriegs die Mands-Inseln, die durch die Bewaffnung der Einwohner und durch die Begünstigung der Operationen gegen das südliche Finnland sehr wichtig wurden, im Besitz der Schweden verblieben.

So gieng auch eine andre insularische Acquisition, deren Wichtigkeit das russische Ministerium selbst öffentlich dargestellt hatte, unerwartet wieder verlohren. Dieß war die Insel Gothland, die der russische Contre-Admiral Bodisco von Libau aus besetzt hatte, die er aber nur einen Monat behauptete.

Sobald der bothnische Meerbusen und die Küsten Finnlands vom Eise frey waren, begann von schwedischer Seite der Krieg zu Lande und zu Wasser mit der größten Thätigkeit. Während General Klingspor im May und Junius mit einer, durch Miliz bis auf 17,000 Mann verstärkten Armee seine Offen-

siv=Operationen vom Norden her fortsetzte und beträchtlich Terrain gewann, gieng die Haupt=Absicht der Schweden auf die Wiedereroberung des südlichen Finnlands, als des wichtigsten Theils des Großfürstenthums. Die Truppen, die hierzu bestimmt und längs den schwedisch=bothnischen Küsten und auf den Ålands=Inseln gesammelt waren, erhielten späterhin, am 1sten August, den Namen der südlichen finnländischen Armee, während die Truppen unter Klingenspor die Nord=Armee bildeten.

Die Operationen der Truppen des ersten Armee=Corps begannen am 3ten Junyus mit einem Angriff auf Nystadt von der Seeseite her, dessen Einwohner sich bey der Eidesleistung sehr Russisch gesinnt gezeigt hatten. Der Landungs=Versuch ward abgeschlagen, die Stadt aber litt durch das Feuer der Schweden beträchtlich.

Die Expedition gegen Nystadt war aber nur eine Maske, die den Hauptplan decken sollte. Dieser war auf die Wiedereroberung der Hauptstadt Åbo gerichtet. Am 19ten Junyus landete unerwartet der Generallieutenant Wegesack des Abends um 6 Uhr mit ei-

nem Corps von 7000 Mann, 12 Werste südlich von Abo. Diese bestanden, außer 70 Mann Garde=Cavallerie, aus 1000 Mann Garde=Infanterie, 3000 Mann Stockholmer Miliz und aus 3000 Allandschen Scharfschützen. Die Landung geschah so schnell, daß die auf den Posten stehenden Kosaken sich kaum retten konnten, um die Nachricht davon nach Abo zu bringen. Der Oberbefehlshaber in dasiger Gegend, Generallieutenant Baggohufwudt, der sich bey manchen Gelegenheiten auch in dem russisch=französischen Kriege ausgezeichnet hatte, nebst dem Obristen Wadkowskji, der unter ihm commandirte, verlohren aber die Geistesgegenwart nicht. Ueberfallen und dem Feinde an Zahl nicht gewachsen, ließ Baggohufwudt diesem, der außs ungestümste vordrang, so viel als möglich, Hindernisse in den Weg legen, bis die zur Nachtzeit herbeygerufenen Verstärkungen aus der Nachbarschaft ankamen. Nun ward der Kampf mit der wüthendsten Rational=Erbitterung und Hartnäckigkeit fortgesetzt. Die Schweden boten alles auf, das vorgesezte Ziel zu erreichen, aber vergebens. Schon auf ihre Schiffe zu=

rückgetrieben, erneuerten sie zweymahl den Angriff, sahen sich aber, da die Anzahl der Russen immer mehr zunahm, nach einer achtzehnstündigen Schlacht zur Rückfahrt genöthigt. Die Schweden, deren Verlust die Russen in allem auf die runde Summe von 1000 Mann angaben, worunter nur 27 Gefangne, hatten zum Angriff den Tag gewählt, an welchem in Abo Jahrmarkt gehalten werden sollte, woben sie auf Verwirrung und den Beystand des Volks rechneten; allein der Jahrmarkt war russischer Seits aus Vorsicht weiter ausgesetzt worden. Der russische Verlust betrug nach dem Hofbericht, außer 2 getödeten und 12 verwundeten Dffiziers, 300 Gemeine.

Noch unglücklicher, nach Verhältniß, als das Unternehmen gegen Abo, fiel eine schwedische Expedition gegen Wasa aus. Am 22sten Junyus landete daseibst mit einem an der entgegengesetzten schwedischen Küste zu Umea eingeschiffen Corps von 1500 Mann der General-Adjutant Bergenstråle. Es glückte ihm, die Stadt Wasa zu besetzen; allein die Russen, die unter dem Generalmajor Demidow nach einer andern Küsten-

Gegend gezogen waren, kamen bald zurück, und es entstand nun in den Straßen von Wasa ein gräßlicher Kampf, der die Lübecker Scene im Kleinen darstellte. Schwedische Scharsschützen und Einwohner unterhielten aus Fenstern und Thüren ein heftiges Feuer, worauf die Russen in die Häuser eindrangen. Nach einem sechsständigen Gemetzel blieben die Russen Meister des blutigen Wahlplatzes. 17 Schwedische Offiziers wurden getödtet und 13, worunter der Anführer, General-Adjutant Bergenstråle, nebst 255 Gemeinen gefangen. Den übrigen schwedischen Verlust gaben die Russen auf 300 und den ihrigen auf 100 Mann und 7 verwundeten Offiziers an. Die Einwohner von Wasa mußten die militairische Theilnahme, die sie für den Monarchen aus dem Wasa-Stamme und für dessen Krieger bewiesen hatten, durch harte, harte Folgen büßen.

Die Russen blieben aber nicht lange im Besiß von Wasa. Am 24sten Junyus griffen die Schweden, nach erhaltenen ansehnlichen Verstärkungen und da sich viele Landleute mit ihnen vereinigten, unter den Generalmajor Adlercreuz und Cronstedt, die



Russen unter dem Generalmajor Zankowitsch, bey Ny=Carleby an, und nöthigten sie zum Rückzuge. Diese Affaire, verbunden mit den einzelnen Landungen der Schweden, im Rücken der Russen, hatte sehr bedeutende Folgen. Die Russen mußten sich im Julyus und August aus Ostbothnien, einem Theil von Sawolax, Carelien ic. zurückziehen. Lappo, Lapsferd, Alawo, Peilax und Lindulax wurden wiederholt Schaupläze sehr blutiger Auftritte, und die Fahne der Empörung ward bei den Vortheilen der Schweden immer ausgebreiteter, namentlich auch besonders im Rücken der Russen, in Carelien erhoben. Der König von Schweden erklärte in seinem bekannten Briefe an den russischen Kaiser, daß halb Finnland wieder erobert sey.

Das Kriegsglück der Schweden war aber bey den Truppen=Verstärkungen, die aus Rußland nach Finnland gesandt wurden, indem namentlich Fürst Golizyn 5 mit einer neuen, starken Division eintraf, von keinem Bestande. Am 1sten September griff der Generallieutenant Ramenskji 2. ein schwedisches Corps von 8000 Mann an, welches bey dem Kirchdorfe Kartauna unter den Ge-

neralmajors Adlercreuz und Cronstedt in einer sehr festen Stellung stand. Ohnerachtet einer verzweifelten Gegenwehr wurden die Schweden, deren beyde Anführer schwere Wunden erhalten hatten, aus derselben vertrieben und zum Rückzuge über Salmý genöthigt. Ihr Verlust wurde auf 900 und der der Russen auf 500 Mann angegeben.

Diese glückliche Aktion bey Kartauna führte die Russen wieder auf die Siegesbahn, auf der sie neuerdings die schnellsten Fortschritte machten. Die Schweden sahen sich genöthigt, das meiste eroberte Terrain wieder aufzugeben, die festen Stellungen bey Lapferd, Lappo ic. zu verlassen, und Christinastadt, Wasa, Ny=Carleby und Jacobstadt zu räumen, so daß die Russen am 24sten September ihr Hauptquartier wieder nach Gamla=Carleby verlegten.

Zwar hatten die Schweden alles aufgeboten, den Unfall von Kartauna wieder gut zu machen und die Russen auf der Siegesbahn aufzuhalten. Sie hatten deshalb ihr Hauptquartier in einer äußerst festen Stellung bey Drivais concentrirt, wo es am 24sten September zu der größten und blu-

tigsten Schlacht im ganzen finnländischen Kriege kam. Die Russen unter dem Generalleutenant Kamenskji 2., dem heldenmüthigen Anführer bey Kartauna, griffen an; lange wankte der Sieg, man kämpfte von 7 Uhr des Morgens bis 11 Uhr Abends, wo sich die Schweden zum Rückzuge und zur nachmahligen Räumung der oben angegebenen Städte genöthigt sahen. Die Russen gaben ihren eigenen Verlust auf 1100, und den der Schweden auf 2000 Mann an, worunter 36 getödtete und verwundete Offiziers. Unter letztern befand sich auch der durch seine persöhnliche Tapferkeit ausgezeichnete Generalmajor v. Begesack. Lieutenant Klingspor, Adjutant des Feldmarschalls, war unter den Gefangnen. Ein anderer bekannter schwedischer Militair, der Generaladjutant, Graf v. Löwenhjelm, ein Sohn des vormahligen Gesandten zu Hamburg, im Haag &c. hatte schon im April das Schicksal gehabt, bey Aleaborg in russische Gefangenschaft zu gerathen.

„Auf solche Art ward (heißt es in dem russischen Hofbericht) von dem Treffen bey Kartauna an, nämlich in 20 Tagen, fast

daß ganze Gouvernement Wasa wieder dem Scepter Sr. russisch-kaiserlichen Majestät unterworfen, und die Armee des Feldmarschalls Klingspor, die, außer den bewaffneten Bauern, 16000 Mann unter dem Gewehr zählte, ist bis auf 9000 zusammen geschmolzen. Vor der ganzen Welt ist hierdurch dargethan, daß Muth und Tapferkeit alle Hindernisse überwinden, und daß die natürlich festen Positionen Finnlands, welche die Schweden überall mit überlegener Macht gegen uns vertheidigt haben, durch geschickte und rasche Bewegungen, nicht unüberwindlich geblieben sind.“

Während die schwedische Armee im nördlichen Finnland jene Unfälle erlitt, suchte die südliche finnländische Armee die feindliche Macht von ihr abzuziehen und ihr wieder neuen Spielraum zu verschaffen. Der Generalmajor Pantingshausen, Chef der 2ten südlichen Division, machte bey Lokolax eine Landung, die aber fehlschlug und die ihm sein Commando kostete. Mit eben so wenigem Glücke, aber mit ausgezeichneterer Bravour und Entschlossenheit, ward am 26. September eine Landung von 6000 Mann

größtentheils Garde, bey Helsing, von dem bekannten Generaladjutanten, Baron von Boye unternommen. Drey Tage lang kämpfte er gegen die Truppen unter dem Fürsten Bagration und dem General Baggohuswudt, den er gleich anfangs zurückschlug, wiederholt führte gedachter heldenmüthige Chef seine Truppen selbst ins Feuer, ward aber jedesmahl geworfen, und fand überall Tod und Unüberwindlichkeit. Die Russen — deren Hauptquartier unter General Buxhöden wegen dieser Landungen von Gamla Carleby nach Wasa zurück verlegt wurde — gaben ihren Verlust auf 320 Mann an, worunter 20 getödtete oder verwundete Dffiziers, und den Verlust der Schweden, außer den Getödteten und Verwundeten, auf 300 Mann an Gefangnen.

Dies war — da durch den Fürsten Dolgoruckh auch die Unruhen in Carelien gedämpft und die bewaffneten Volkshaufen von den Russen zerstreut worden — die letzte bedeutende Scene in dem vergangenen finnländischen Kriege. Der König von Schweden hatte, wenn nicht die unmittelbaren Gefahren desselben getheilt, sich doch 4 Mo-

nate in der Nähe des Kriegsschauplatzes aufgehalten, um alles desto schneller zu dirigiren. Am 30sten Junyus war er auf der Fregatte Amadis von Stockholm, wo eine Regentschaft errichtet war, nach den Ålands-Inseln abgefegelt und hatte lange sein Hauptquartier zu Gralsby.

In seiner Begleitung fand sich unter andern der zu St. Petersburg gewesene schwedische Ambassadeur, General, Baron von Stedingk. Weit entfernt, bey der am 3ten März zu Stockholm erfolgten häuslichen Verhaftung des russischen Gesandten, Herrn von Alopeus des Jüngern, das Vergeltungsrecht zu gebrauchen, bewies der Hof zu St. Petersburg, um den schönsten Contrast zu bilden, dem schwedischen Bothschafter die größte Attention, und verschaffte ihm alle Bequemlichkeit und Erleichterung zur Abreise. Nachdem er in Schweden angekommen war, erfolgte dann auch, nach einer länger als vierteljährigen diplomatischen Arrestation, die Freylassung des Herrn von Alopeus. Er traf am Ende des Junyus über Preußen zu St. Petersburg ein. Das Unglück, das ihm seine unbegränzte patrio-

tische Thätigkeit zugezogen, ward sein Glück. Vom Kammerjunker ward er zum wirklichen Kammerherrn erhoben, erhielt den St. Annen-Orden der ersten Classe, mit einer Arrende von 5000 Rubeln jährlicher Einkünfte.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die See-Operationen, die den Krieg in Finnland begleiteten? Zwar trifft dieser Blick in unserm Zeitalter des Außerordentlichen und Wundervollen, hier nicht auf Gegenstände von hervorragender, von auf immer bleibender Merkwürdigkeit. Es gab auch im Kleinen — keine Schlachten à l'Aboukir oder à la Trafalgar, die sich mit Eroberung oder Zerstörung der Gegen-Macht endigten. Indessen focht man beyderseits mit einem Heroismus, mit einer so unerschütterlichen Standhaftigkeit, wie sie in den größten See-Bataillen nicht ausgezeichnete seyn konnten. Wie viele Züge des außerordentlichsten Heldenmuths und anderer selten Eigenschaften, mag überhaupt der finnländische Krieg geliefert haben, die aber von keinem Davids aufgenommen und durch den

Strom der größern Begebenheiten in den Abgrund der Vergessenheit fortgerissen sind.

Der Seekrieg begann für Schweden unter ungünstigen Verhältnissen und Auspicien. Die sehr bedeutende finnländische Scheerenflotte, von beynabe 200 Fahrzeugen, war theils verbrannt, theils den Russen in die Hände gefallen. Diese bedienten sich nun der eignen schwedischen Schiffe gegen die Schweden. Die zu Sweaborg vorgesundnen Scheeren-Fahrzeuge wurden so schleunig als möglich ausgerüstet, mit Landtruppen besetzt, und in Verbindung mit kleinen, von Cronstadt gekommenen Eskadern, in 5 Abtheilungen nach den südwestlichen Küsten von Finnland gesandt. Gegen diese, besonders gegen Abo war die Absicht der Schweden gerichtet, die gegen 130 Scheeren-Fahrzeuge zusammen brachten und den sogenannten Jungfern-Sund zu ihrer Hauptstation wählten. Um die russische Ruder-Flottille zu besiegen, ehe sie in ihrer Hauptstärke vereinigt wäre, griff der schwedische Contre-Admiral Hjelmstierna, Chef der Stockholmschen Abtheilung der Scheeren-Flotte, am 30sten Junyus und 4ten Julyus bey den Inseln

Stor-Landet und Rundjala die zwey ersten Abtheilungen der russischen Flottille, mit 48 Fahrzeugen, außs heftigste an; aber ohne Erfolg.

Das hartnäckigste und blutigste Treffen zwischen den beiderseitigen Flottillen, war am 1sten August bey den Inseln Sando und Komito. Die Russen machten den Angriff und blieben Sieger. Die Aktion hatte von Morgens 3 bis Abends um 8 Uhr gedauert und sich auch auf die Landtruppen auf den Inseln und an den Küsten erstreckt. Die Russen, welche Sando besetzten, gaben ihren Verlust auf 328 Mann, und den der Schweden auf 1200 an.

In der Folge fielen am 30sten August unweit Helsing, am 18ten September bey der Insel Palwa u. s. w. noch manche partielle Gefechte vor; aber alle ohne entscheidende, denkwürdige Folgen und Resultate. Schon in der Nacht auf den 19ten August hatte die russische Rudersflottille versucht, die schwedische Linien-Flotte im Jungfern-Sunde in Brand zu stecken, welches ihr aber nicht glückte.

Im Ganzen blieb sich zur See die Wag-

schaale des Kriegsglücks zwischen den Schweden und Russen ziemlich gleich. Der Trophäen waren wenige. Am 15ten August nahm Admiral Chankow beym Jungfernsunde 5 Transportschiffe und eine schwedische Brigg von 20 Kanonen, nebst 1368 Mann. Dagegen nahmen die Engländer am 24sten Junyus einen russischen Cutter in der Ostsee (Apith von 14 Kanonen und 64 Mann) und eroberten und vernichteten das Linienschiff Wsewolod. Die Schweden blieben Meister des bothnischen Meerbusens. Die Russen unternahmen zur See nichts gegen Schweden; und eben so wenig waren die Schweden im Stande, See-Expeditionen gegen die russischen Küsten zu unternehmen.

Der russische Marine-Minister, Admiral Eschitschagow, der im vorletzten russisch-schwedischen Kriege gegen den Herzog von Südermannland commandirt hatte (welcher diesmal an der Spitze der Regentschaft zu Stockholm stand), erhielt von seinem Monarchen, zur Belohnung seiner Thätigkeit, das Großkreuz des Wladimir-Ordens, der General, Graf von Buxhövden, außer andern

Belohnungen, den St. Andreas = Orden und der russische Minister der Landmacht, Graf Araktschejew, der zu Anfange des Feldzugs selbst eine Reise nach Finnland gemacht hatte, empfing die besondere Auszeichnung, daß das Kostowsche Musketier = Regiment nach seinem Namen benannt wurde.

Die russische Generalität, die unter der Direction des Grafen Araktschejew und unter dem unmittelbaren Oberbefehl des Generals Buxhöden, bey dem Feldzuge in Finnland commandirte, und deren Namen in den Kriegsberichten vorkommen, bestand aus folgenden Personen: 9 Generallieutenants: Die Fürsten Bagration, Gortschakow und Golizyn 5., ferner Graf Witgenstein, Lamenskji 2., Konownizyn, Rajewskoi, Baggohufwudt, Barclay de Tolly, der Ingenieur = General van Suchtelen, Ingenieur = Generalmaj. Brisforn, ferner die 20 Generalmajors: Berg, Müller, Alderkas, Bulatow, Jankowitsch, Sasanow, Worosdin, Labonow, Rachmanow, Muchanow, Demidow, Knieper, Schepelow, Erickson,

Uſchakow, Arſſeniew, Graf Drlow
Deniſſow, Tuſchkow 1. u. 3.

Dieſes Namens-Verzeichniß läßt auf die Stärke der ruſſiſchen Truppen in Finnland ſchließen. Von ſchwediſcher Seite iſt dieſer Nomenclatur nichts als die Namen entgegen zu ſtellen, die in obiger Ueberſicht vorgekommen ſind.

Und welches war der Erfolg dieſes ſo hartnäckigen, blutigen Kampfs in Finnland? — Daß die Sachen am Ende des Feldzugs, oder im Herbſt beynahe wieder auf denſelben Punct gekommen waren, wie zu der Zeit, als die Schweden im Frühling Finnland wieder zu erobern, vergebens unternahmen. Schon damahls hatte man ſchwediſcher Seits, um Zeit zu gewinnen, und da man noch nicht vorausſehen konnte, ob man wegen einer fremden Expedition gegen das ſüdliche Schweden, völlig ſicher ſeyn könnte, hingeworfene Anträge, zur Einſtellung der Feindſeligkeiten und zu Herſtellung des Friedens gemacht, die aber, bey der Unzuläſſigkeit der Bedingungen und bey der illuſoriſchen Tendenz, von ruſſiſcher Seite bald verworfen wurden.

Ueber Vorausbestimmung des Wetters.

Keine Naturbegebenheit geht uns so nahe an, und von keiner wird so alltäglich und allgemein gesprochen als von dem (sogenannten) Wetter; kein Wunder also, wenn man sich befugt hält, irgend eine Bemerkung zur Beurtheilung desselben beybringen zu können.

Gewöhnlich stellt man sich den Lauf der Witterung zu wichtig und zu viel bedeutend vor, sucht seinen Ursprung weit außerhalb dem Erdball und glaubt, daß seine Wirkungen sich über weitläufige Gegenden verbreiten und große Veränderungen im Naturhaushalt hervorbringen können.

Man verlangt gemeiniglich von den Astronomen über alle atmosphärische Naturereignisse, entscheidende Gründe ihres Entstehens, Wirkens, Wiederkommens u. s. w., weil, nach der gewöhnlichen Meynung, der Astrom ja sein Augenmerk fast beständig nach jenem Firmament hinausrichtet, von wo Regen, Schnee und Hagel fällt, wo zückende Blitze die Wolken durchfahren, Donner krachen, Stürme brausen — dorthin, von wo oft über

ganze Länderstrecken furchtbare Verheerungen oder segensvolle Veränderungen kommen, — und wer in jenen Regionen sein Geschäft treibt, wer Sonnen- und Mondfinsternisse, den Lauf der Himmelskörper im voraus berechnen kann, der — urtheilt und glaubt man in gemeinem Leben — muß nicht nur die Beschaffenheit der Witterung erklären, sondern sie auch im voraus verkünden können; zu dem findet man sie ja in den Kalendern wirklich vorher angezeigt. Was dieß letzte betrifft, so ist es allerdings wahr, daß man diese uralte Gewohnheit noch in manchen Kalendern behal- ten sieht, doch geschieht dieß nur für die, die dergleichen Prophezeihun- gen darin suchen, und sie treffen öfters ein, weil man fast mit Gewißheit im Win- ter Schnee, Kälte, Schlittenbahn, im Früh- ling und Herbst Stürme, und im Sommer Sonnenschein, Gewitter und heiße Tage pro- phezeihen kann; — denn auf bestimmte Grün- de beruhen dergleichen Wahrsagungen nicht, und wenn der Astronom, aus unwiderruffli- chen Gründen, festsetzen kann, daß jene gro- ßen, unermesslich weit über Dünste und Wolken erhabene Weltkörper des Firmaments

mit den Veränderungen der Witterung nichts zu schaffen haben, so wird ihn der Vorwurf, daß die gewisse Vorhersagung der künftigen Witterung für das Wohl des Menschengeschlechts nützlicher und wichtiger seyn würde, als die Beobachtung und Berechnung des Laufs jener Himmelskörper, nicht treffen, noch weniger beschämen können, weil die großen Anlagen und Fertigkeiten des menschlichen Geistes, nicht bloß zur Befriedigung der Leibes-Nahrung und Nothdurft abzuwecken, und die gesitteten Nationen der Erde Zeitrechnungen, Zeitbestimmungen, Kenntniß der Länder-Größen und Gestalten, Schiffahrt und Geographie, nicht entbehren können.

In jenen finstern Jahrhunderten, als man noch aus den Stellungen jener großen Gegenstände des Firmaments die politischen und moralischen Begebenheiten der Erde und des Menschen im voraus anzugeben, und als Folgen von jenen zu erklären suchte, konnte man sehr natürlich dem Astronomen die Verkündigung der Witterung zumuthen; in unserm, in diesem Stücke mehr erleuchteten Jahrhundert, ist der Erklärer des

Weltbaus jener Verbindlichkeit überhoben, und er hat mit jenen Wolken und Dünsten nichts zu schaffen, als daß sie ihm leider nur zu oft den majestätischen Schauplatz des Firmaments verdecken, ihn an seinen Beobachtungen verhindern, und manches astronomisches Fest vereiteln.

Die Nachforschungen der physischen Grundursachen, des so sehr unbeständigen, veränderlichen Ganges der Witterung, gehört lediglich für das Forum des chemischen Meteorologen, der auszumitteln hat, welcher Stoffe, Wirkungen und Kräfte sich die Natur zur Hervorbringung desselben bedient; der Astronom kann nur Winke geben, diesen Naturgegenstand gründlicher und richtiger zu beurtheilen, als die Meteorologen vielleicht bisher pflegten.

Wenn man bedenkt, daß der sogenannte Dunstkreis, der unsere Erde allenthalben umgiebt, sich nicht eine halbe Meile über dieselbe erhebt, so daß seine Höhe nur etwa den 3500sten Theil des Erddurchmessers, und also, nach Verhältniß, nicht so viel, als bey einem einfüßigen Erdglobus die Dicke des Papiers beträgt, womit er überzogen ist —

wenn man ferner bedenkt, daß in demselben alle Veränderungen der Temperatur, Regen, Schnee, Hagel, kurz alle die Naturerscheinungen entstehen, die wir zusammen mit dem Namen Wetter bezeichnen: so wird man leicht einsehen können, daß man die physischen Ursachen der Witterung nur zu oft zu weit erhohlet, sich von den schrecklich scheinenden Ausbrüchen, Wirkungen und Folgen derselben viel zu große Vorstellungen macht, und daß durch alle Witterungs-Erscheinungen die heftigsten Orkane, Donnerwetter, Wolkenbrüche, Hagelschläge u. s. w., die in jenem feuchten, äußerst dünnen Ueberzug des Erdballs erzeugt werden, in dem allgemeinen Naturhaushalt im Großen keine Störung hervorgebracht werden kann.

Die Sonne, welche durch ihre scheinbare Bewegung die vier Jahreszeiten macht, und unser Mond, sind die einzigen Weltkörper, welche durch ihre Anziehungskraft, und erstere besonders durch die Wirkung ihres Lichts, und durch die, in den untern Dunstschichten zunächst an der Erde, Wärme erregende Kraft, ihrer an sich kalten Strahlen, regelmäßige Veränderungen in dem Zustand un-

fers Luftmeeres hervorbringen können, die sich vielleicht nach den verschiedenen Stellungen dieser Weltkörper, gegen die Erde im Ganzen, und gegen die einzelnen Theile ihrer Oberfläche, bestimmen ließen, wenn dieser Einfluß nicht durch so viel Lokal-Einwirkungen des Bodens, der Meere und anderer Gewässer, der Berge, Waldungen und durch so viele, theils bekannte, theils unbekante, ober- und unterirdische Materien, die die Atmosphäre chemisch afficiren, so verstellt und verändert würde, daß das physische Klima sich zur nehmlichen Zeit unter gleichen Himmelsstrichen, ja oft an einem und demselben Ort, von einem Tag zum andern sehr verschieden zeigt.

In neuern Zeiten zieht man aus triftigen Gründen und gesammelten Erfahrungen, selbst den merklichen, regelmäßigen Einfluß des nachbarlichen Mondes gar sehr in Zweifel, so sehr man ihn auch von Alters her deshalb in Verdacht hatte; denn wenn man nach den wahren Attraktionsystem schon annehmen kann, daß er durch seine Schwere eine Ebbe und Fluth in der Atmosphäre, wie auf dem Ocean hervorbringt, so hängt doch

alles, was diese Wirkung des Mondes in der Witterung abzuändern im Stande ist, lediglich von dem temporellen Zustand des Dunstkreises und dessen vorhandenen, mannigfachen Mischungen ab, und kann also schlechterdings nicht, weder im Voraus, noch nach den Folgen bestimmt werden, zumahl da die Oceane unsrer Erde aus zusammenhängenden homogenen Theilen, die Dunstregionen aber aus äußerst heterogenen bestehen, so daß die Wirkung der Einziehungskraft des Mondes, auf jenen sehr regelmäßig ausfallen kann, während dieses bey letztern nicht zu erwarten steht.

Alle übrigen Hauptplaneten sind zu weit entfernt, als daß durch sie die geringste Veränderung in der Luft entstehen könnte. Venus, die uns unter allen am nächsten kommen kann, bleibt noch über 110 \times , und Mars 110 \times mal weiter von uns entfernt als der Mond, selbst wenn sie der Erde am nächsten stehen. Die gegenseitigen Anziehungen, die die Planeten unter sich äußern, bringen zwar Ungleichheiten in ihrem Laufe um die Sonne hervor, die nur durch die feinsten Kunstgriffe der Mechanik und Analysis be-

rechnet werden konnten, allein diese Wirkung äußert sich nur auf die ganze Masse unserer Erde, nicht aber auf einzelne Theile derselben mehr oder weniger.

Da wir nun wohl nie so weit kommen werden, die Witterung im Voraus mit Gewißheit bestimmen, oder sie nach unsern ungestümen Wünschen einrichten zu können, so bleibt uns bey dieser unserer Ohnmacht nichts übrig, als uns in diesem Punkte die Veranstellungen der Natur gefallen zu lassen, auf den in unsern Gegenden einmahl herrschend gewordenen Gang der Witterung zu achten, ihn zu benutzen und aus aufgezeichneten Beobachtungen derselben, vielleicht nach einer langen Reihe von Jahren, für einzelne Gegenden etwas zu folgern, das zu wahrscheinlichen Vermuthungen über die Beschaffenheit der künftigen Veränderungen des Wetters führen kann, zumahl da der Gewinn einer solchen Vorkenntniß wohl nicht einmahl so groß ist, als man gewöhnlich glaubt, und da die Wünsche der Menschen sich in Rücksicht einer günstigen Witterung so sehr durchkreuzen, daß der eine

diese, der andre jene Art von Witterung, zu gleicher Zeit und an einem Ort verlangt.

R — r.

VI.

Statistische Nachricht über einige neuere Besitzungen Rußlands.

1) Schwedisch-Finnland.

Zu den russischen Besitzungen in Europa gehört nunmehr auch das kürzlich eroberte, und den russischen Staaten einverleibte, vormahls Schwedische-Finnland, das mit geringen Abweichungen seine alte Konstitution behält. Es liegt im kalten Erdstrich, grenzt in Norden an Schwedisch-Lappland, in Osten an Olonez, in Süden an das Gouvernement Finnland und den finnischen Meerbusen, in Westen an den bothnischen Meerbusen, ist 4620 Quadratmeilen, oder 222,330 Quadrat-Werste *) groß, und hat 798,000 Einwohner.

Durch diese Eroberung hat Rußland noch folgende Häfen an der Ostsee erhalten, die

*) 6 Werste machen eine deutsche Meile aus.

alle einigen Seehandel haben; als: Ubo, Helsingfors, Nyssadt, Gamla-Carleby, Wasa, Uleaborg, Brahestadt und Raumo.

Außer der großen Menge Landseen hat es mehrere schiffbare Flüsse, unter denen der Kymene, Kuno, Uleo und Kemi die bedeutendsten sind. Der Boden ist größtentheils mit Wäldern, Morästen und Seen bedeckt, doch giebt es auch viele fruchtbare Gegenden, die reichlich Getreide liefern, sehr gute Viehweiden, und blühenden Hanf-, Flachs- und Tobacksbau haben. Von Mineralien hat Finnland Eisen, Kupfer und Bley. Gegenstände der Ausfuhr sind: Balken, Bretter, hölzerne Geräthschaften, Theer, Kohlen, Fisch, Vieh und Fleisch nach Schweden. — Die ansehnlichsten Städte sind:

U b o.

Die Hauptstadt, am Flusse Aurajocki, 560 Werste von St. Petersburg, mit 1100 Häusern und 10,000 Einwohnern. Sie hat einen sehr tiefen Hafen ungefähr eine halbe Meile von der Stadt; doch können Schiffe von 10 Fuß Tiefe auch bis an dieselbe hinaufkommen. Sie hat in Finnland den wich-

tigsten Handel, und verschifft vorzüglich Salz, Eisen, Wech, Theer und Holz. Man findet hier zwey Tobacksz-, eine Zuckerz-, drey Seidenbandz-, eine Segeltuchz- und zwey Tuchfabriken; sechs Lohgerbereyen und verschiedene Ziegelbrenneren. Die Revenüen, welche der König von Schweden von Ubo zog, betrugten ungefähr 5000 Thaler. Die Universität zu Ubo ist in blühendem Zustande, und hat gewöhnlich gegen 500 Studenten.

N y s t a d t.

Eine kleine, am bothnischen Meerbusen liegende Stadt. Sie hat einen guten Hafen und erheblichen Handel, besonders mit Holzwaaren und Viktualien.

R a u m o.

Ebenfalls am bothnischen Meerbusen liegend, mit einem Hafen und 1500 Einwohnern, die einen kleinen Seehandel mit Holzwaaren und Bast treiben.

W a s a.

Diese Stadt ist regelmäßig gebaut, hat schnurgerade Straßen, aber bloß hölzerne

Häuser mit 2180 Einwohnern. Sie treibt einen bedeutenden Handel mit Pech, Theer, Balken, Brettern, Talg, Häuten und Lebensmitteln. Im Durchschnitt kommen jährlich etwa 12 bis 16 Schiffe, die einen Seesoll-Ertrag von ungefähr 1800 Thalern geben.

G a m l a = C a r l e b y.

Ebenfalls eine kleine Mittelstadt mit 1370 Einwohnern. Hier werden Schiffe zum Verkauf gebaut, auch Handel mit Leder, Tannenholz, Butter und Talg getrieben. Die Zoll-Einnahme vom ganzen Land- und Seehandel trug der Krone Schweden jährlich 2400 bis 2500 Thaler ein. Nahe bey der Stadt ist eine Rattunfabrik.

B r a h e s t a d t.

Diese Stadt hat nur 1200 Einwohner, die sich größtentheils mit Seehandel beschäftigen. Die Ausfuhr besteht in 14,000 Tonnen Theer, 10,000 Centnern Butter, 1570 Centnern Talg; ferner aus Schiffbauholz, Häuten, Fischen u. s. w.

U t e a b o r g.

Eine alte Stadt mit 3800 Einwohnern

und Seehandel. Die Ausfuhr ist bedeutender als in Brahestadt, besteht aber in den nähmlichen Artikeln. Eingeführt werden: Früchte und etwa 10,000 Tonnen Salz. Im Durchschnitte baut man hier 6 Schiffe jährlich. An Fabriken giebt's in Åleaborg: eine Tobacksfabrike, drey Walkmühlen, drey Färberereyen, auch zwey Sägemühlen. Das Eis verläßt in dieser Gegend die Flüsse erst zwischen den 15ten und 20sten May.

H e l s i n g f o r s .

Eine gut gebaute Stadt im Süden Finnlands, am finnischen Meerbusen, mit 6400 Einwohnern und einem vortreflichen Hafen. Der Seehandel mit Holz, Fischen, Getreide und Leinwand, die auf dem Lande gemacht wird, ist nicht ganz unbedeutend. Sehr nahe bey Helsingfors liegt

S w e a b o r g .

Bekanntlich ist dies eine der stärksten Festungen in Europa, daher man ihr auch den Namen des zweiten Gibraltars beylegte. Sie liegt auf sieben Inseln; die Festungswerke sind theils in Felsen gehauen, theils aus gehauenem Granit, der mit Erde über-

deckt worden. Die Batterien erheben sich terrassenartig über die Oberfläche des Wassers, und machen es einer feindlichen Flotte fast unmöglich, sich dem Hafen zu nähern, der für Kriegsschiffe einer der geräumigsten und sichersten ist.

2) Die Provinz Bialystock.

Diese Besizung erhielt Rußland durch den im Jahre 1807 geschlossenen Tilsiter Frieden. Sie machte vorher einen Theil des Bialystocker Kammer-Departements in Neu-Ost-Preußen aus, und begriff die Hälfte des Dombrowaer- und ein Stück des Surazzer-Kreises. Sie liegt zwischen dem 52. und 54. Grade der Breite, und dem 40. und 42. Grade der Länge; grenzt in Osten an das Gouvernement Grodno, in Süden an Gallizien, in Westen und Norden an das Herzogthum Warschau.

Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 158 Quadratmeilen, oder 7675 Quadratwerste; die Zahl der Einwohner 130,000, die aus Polen, Litthauern, einigen Deutschen und einer beträchtlichen Anzahl Juden bestehen. Die Flüsse sind: der Bug, Nurzel, Narew und

die Bober. Der Boden ist fruchtbar, aber nur mittelmäßig angebaut. Holz ist in Ueberfluß. Die Städtchen hierin sind:

B i a l y s t o k.

Ein regelmäßig und wohlgebauter Ort, mit 450 Häusern, die meist Juden gehören, mit einem schönen Schlosse und 4000 Einwohnern.

B i e l s k.

Ein wahres polnisches Judenstädtchen, mit 1800 Einwohnern und einem nicht unbedeutenden Handel. Außer diesen beyden genannten Orten sind Drohyczin am Bug und Dombrowna noch bemerkenswerth.

VII.

Ursprung der Janitscharen.

Der türkische Sultan Amurath hielt sein Fußvolk für den vornehmsten Theil seiner Heere, und errichtete das Korps der in den letzten Tagen des verfloßenen Jahres sich ziemlich furchtbar gemachten Janitscharen,

die, wie bekannt, in dem Kampfe mit dem Korps der Seymens zu Konstantinopel Sieger blieben. Als der Großvezier Bairaktar, der Wiederhersteller der Seymens, die Niederlage dieses Korps und den Sieg seiner Feinde, der Janitscharen, sah, warf er, wie erzählt ward, mit eigener Hand Feuer in sein Pulvermagazin und sprengte sich in die Luft.

Die Janitscharen nennen sich selbst: Beschützer des Throns und der Muselmänner. Sie können einige 40000 Mann stark seyn, sind in Ortas oder Kammern getheilt, deren jede ihren besondern Offizier hat, und stehen sämmtlich unter dem Kommando eines Aga, der einer der angesehensten Männer des ganzen Reichs ist.

Da es des Sultan Amuraths Wunsch war, aus ihnen seine tapfersten Truppen zu machen, so ließ er sie durch religiöse Zeremonien zu ihrer neuen Bestimmung einweihen. Ein phanaticher Derwisch, der in dem Rufe der Heiligkeit stand, ward nach Konstantinopel berufen. Die Janitscharen mußten sich vor ihm niederwerfen; der Anachoret nahm einen prophetischen Ton an, legte dem Vordersten den Armel seines Gewandes

aufß Haupt und sagte: Euer Name sey
Zenjitscheri, euer Antlitz trotzig, eure Hände
siegreich, eure Schwerdter scharf, eure Lan-
zen stoßfertig wider den Feind, euer Muth
sey euer ewiger Seegen! —

Seitdem heißen diese Soldaten Zenjit-
scheri oder Janitscharen, ihre Mützen sehen
wie die Ermel eines Derwisches aus, und
wenn es ihnen einfällt, stoßen sie den regie-
renden Sultan, mit dem sie unzufrieden sind,
vom Throne und setzen einen andern dar-
auf, und das oft in kurzen Zeiträumen.

Nordisches Archiv.

Monat Februar 1809.

I.

Ueber die Nicht-Existenz eines Verhängnisses zur Beredlung der Menschheit durch Staatsumwälzungen von C. G. Ahnert.

Für den denkenden Geist ist nichts unterhaltender, nichts lehrreicher und nichts wichtiger; als das Studium der Geschichte der Menschheit. Indem die Geschichte die Menschen von der niedrigsten Stufe der Noheit, auf der ganzen Leiter ihrer bürgerlichen und moralischen Entwicklung bemerkt, so ist sie die Lehrerin der Weisheit, welche in dem

Gemälde der Thorheiten, der Laster und der Tugenden zur Selbstkenntniß, zur Thätigkeit und zur Vollendung seiner Bestimmung führt.

Wenn aber die Geschichte einzelner Völker, von der Kindheit ihrer gesellschaftlichen Vereinigung an, bis zu dem höchsten Flor ihrer Staatsverfassung, die Ursachen ihrer Größe und ihrer Glückseligkeit lehrt, so erhebt sie die Seele über ihren Wirkungskreis, indem das Feuer, welches die Helden zu großen Thaten führte und die erhabenen Lehren ihrer Weisen und ihrer Führer zu gleichen Thaten begeisterte, hochauslodert, so wie im Gegentheil ihr Herabsturz von dem Gipfel ihrer Hoheit das Herz mit Traurigkeit erfüllt.

Bei der Betrachtung dieses Kreislaufs der Dinge, wo in einem größern oder kleinern Zirkelbogen der Zeit das Ende mit seinem Anfange so oft wieder verschmolz, und wo die größten und blühendsten Staaten wieder auf den Punkt ihres Aufsteigens zurückfielen, wie einzelne Generationen und Individuen verschwinden und andre ihre Stelle wieder einnehmen, wird der Beobach-

ter leicht zu der Frage verleitet: War es das Gesetz der unveränderlichen Nothwendigkeit, daß die größten Völker der Vorzeit nur noch in den Jahrbüchern des menschlichen Geschlechts, den Buchstaben nach, bekannt sind und daß auf dem Schutte ihrer ehemaligen Größe die Heerden in Armuth und Sklaverey schwachtender Dorfbewohner weiden? —

Es ist den Sterblichen nicht vergönnt, jenen geheimnißvollen Vorhang aufzuheben, welcher den Plan verbirgt, nach welchem der ewige und allweise Geist der Natur seine Schöpfung regiert; es ist aber auch eine sehr irrige Meynung, welche behauptet, daß einzig und allein durch die Umwälzung der Staaten und durch die Kriege der Völker gegen einander, die höhere Kultur der Menschheit nur in solche Gegenden gebracht werden konnte, die sich noch im rohen Zustande der Natur befanden; eben so wie der Gemeinsspruch: daß der höchste Grad der Vollkommenheit und Glückseligkeit schon wieder ein Rückschritt zu seinem Falle sey. Allein in der Reihe der Begebenheiten liegen mehrere Wege, wodurch jene geschwinder und sicherer

verbreitet werden konnte, so wie in Ansehung des letztern Falls die höchste Vollkommenheit und Glückseligkeit ein relativer Begriff ist, der in der Vorstellung und in der Wirklichkeit noch vieler Grade von Erweiterung fähig ist.

So erklärt ein Fatalismus menschenfreundlicher Art alle Staatsumwälzungen, sie mögen gewaltsam geschehen oder nicht, folglich auch den Untergang aller dieser seit dem Anfange der Zeitgeschichte bestandenen und wieder von der Erde verschwundenen Staatsverfassungen, für die Folge eines unveränderlichen und ewigen Naturgesetzes, und eignet diesem den Zweck zu: das Menschengeschlecht auf diesem einzigen von der ewigen Natur selbst bestimmten Wege zu einer immer vollkommnern Beredlung, durch alle Jahrtausende hindurch, entgegen zu leiten.

Da aber keine andern Beweise für diese Meinung, als aus der Geschichte, geführt werden können, so lehrt eben diese bey der richtigsten Ansicht nach allen Resultaten der Erfahrung: daß das menschliche Geschlecht, ohngeachtet die Zeit den Erdball mit dem Staube aller vorigen Generationen überfüllt

und mit den Trümmern ihrer ehemaligen Pracht und Größe bedeckt hat; daß das Geschlecht der Menschen durch so viele Jahrtausende hindurch noch keinen beträchtlichen Schritt vorwärts zu einer höhern Veredlung gethan habe; daß es vielmehr selbst in dem aufgeklärten Europa noch in der Tagesordnung ist, daß die höchste Sittenlosigkeit mit dem Aberglauben und die Kultur der Wissenschaften und Künste mit dem Menschenhaffe im engsten Bunde stehen; wo philosophische Träume für evidente Wahrheiten und Schwärmerey für die höchste menschliche Weisheit gehalten wird; wo Habsucht, List und Betrug für Nationalgröße und Intoleranz und Ungerechtigkeit für Tugenden — Frechheit und Grobheit für männliche Würde, und Geschwätzigkeit für Gelehrsamkeit gelten.

Viele Kenntnisse, worauf die heutige Welt als ihre Entdeckerin stolz ist, sind sogar schon dem grauen Alterthume bekannt gewesen, wenn wir nur auf den tiefen Sinn der uns von daher gewordenen Fabellehre achten. So wie aber die großen physischen und chemischen Kenntnisse des hebräischen Gesetzge-

ders, die er vor den Pharaonen und in der Wüste bewies, noch nicht wieder haben hergestellt werden können, so trägt selbst unser Zeitalter noch die Resultate der tiefen Forschungen der Alten in einem der Gegenwart angemessnen modischen Gewande mit schönen Broderien, als ganz neue, noch nie erhört gewesene, Sätze zur Schau, und gleichwohl ist seit Plato und Aristoteles das menschliche Geschlecht mit keiner einzigen neuen Wahrheit, von allen denen seit Jahrtausenden geliebten Philosophen, bis zu dem heutigen Tage, beglückt worden, welche ihm eine genauere Kenntniß von den Eigenschaften und den Fähigkeiten der menschlichen Seele gewährte und die Menschheit auf eine höhere Stufe der Beredlung gestellt hätte. Noch steht aber das gegenwärtige Zeitalter als bloßer Erklärer der Werke des Alterthums, ohne sie selbst noch erreicht zu haben.

Die Chineser waren schon viele Jahrhunderte zuvor im Besiße der Buchdruckerkunst, ehe sie in Deutschland auf eine veränderte Weise entdeckt ward; und daß die alten Aegyptier die Zubereitung und den Gebrauch des Schießpulvers kannten, beweisen die

Erscheinungen, welche Mosen auf dem Berge Sinai umgaben und die Vertilgung der Auf-
rührer im hebräischen Lager durch Feuer, wel-
ches den Erdboden unter ihnen zersprengte.

Wenn man ohne alle Vorurtheile, auch
selbst mit dem heiligsten Glauben an Men-
schen-Beredlung im Herzen, das heutige
Menschengeschlecht mit allen seinen mannig-
faltigen Kenntnissen, die es selbst in der
Naturgeschichte, in der Länder- und Völ-
kerkunde, in der Astronomie und überhaupt
in dem ganzen Gebiete des menschlichen
Wissens errungen hat, ansieht und die Fra-
gen aufwirft: was hat die Menschheit an
wahrer Beredlung des Charakters und des
Herzens gewonnen? — ist es wirklich tu-
gendhafter geworden? — (als worinnen doch
die wahre Beredlung bestehen muß,) hat
das Band der Freundschaft und der Bru-
derliebe alle bürgerlichen Gesellschaften und
die ganze Menschheit gemeinschaftlich um-
schlungen? — haben alle diese neuern
Kenntnisse, mit Inbegriff der großen Erb-
schaft an wissenschaftlichen und Kunst-
Werken aus der Vorzeit, nebst dem reichen Erb-
theile an Erfahrung aus der Geschichte der

Welt, endlich die menschliche Vernunft dermaßen erleuchtet, daß sie der Sinnlichkeit und dem bloßen Instinkt weniger Opfer bringt, sondern mehr nach deutlichen Begriffen handelt? — so kann man auf diese Fragen ohnmöglich eine bejahende Antwort geben, ohne selbst von dem mildesten Beobachter der Unwahrheit überführt zu werden. Viel mehr ist es immer noch seit der Existenz der Urmenschen die Bestimmung aller seiner Nachkommen: durch eigne Fehltritte thätig und weise zu werden, so wie das menschliche Geschlecht nie aus der Kindheit herauszutreten scheint, weil das unbekante Wesen, das uns belebt, uns nur den Fingerzeug auf ein Jenseit giebt, wohin zu gelangen der menschliche an Grund und Boden gefesselte Körper ein Hinderniß durch alle Generationen zu seyn scheint. Wenn das menschliche Geschlecht nach einem von der Natur, nach einem unveränderlichen Gesetze bestimmten Verhängniß zur höchstmöglichen Veredlung hier noch auf diesem Planeten reifen soll, so hätte ihm Omar durch die Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek einen großen Strich durch die Rechnung gemacht, weil er durch

die Vertilgung der Denkmäler des Verfalls des der Urwelt, die Nachwelt von der hohen Leiter herabgerissen und wieder auf die untersten Sprossen gesetzt hat. Die Ruinen von der ehemaligen Pracht der Stadt Theben in Aegypten, bezeugen noch die hohe Stufe der Bildhauerkunst und die Größe der Mechanik, indem der Reisende eines Theils bey den Resten der schönen Gestalten, die der Meißel schuf, mit Bewunderung weilt, andern Theils bey dem Anblick der ungeheuren Stein-Massen, die aus einer sehr weit entfernten Gegend herbengeschaft werden mußten, sich des Entsetzens über die Summe der Kräfte, die dazu erfordert wurden, nicht erwehren kann, weil er in der heutigen Mechanik selbst keine Berechnung darzu findet.

Die einzige und wahre Ursache des Verfalls und des Umsturzes so vieler blühenden und großen Reiche des Alterthums, ist der Mangel an Staatsweisheit, und daß die ganze Staatsverwaltung einzig und allein auf die Person des Regenten berechnet war. Sobald ein Mann das Ruder des Staats führte, der mit der Liebe des Volks eine

eigene Energie des Charakters verband, so erhielt sich die ganze Maschine, sie mogte in ihren Triebfedern auch noch so fehlerhaft seyn. Oft bewirkte auch die Furcht für einen strengen Beherrscher das, was bey seinen Vorfahren die allgemeine Liebe bewerkstelligte.

Allein das ganze Staatsgebäude gerieth auch plötzlich unter einem schwachen und zugleich in seinen Sitten ausschweifenden Regenten in Stockung, und ward dann gemeinlich die Beute eines andern Volks, dessen kriegerischer Geist durch die Wollüste noch nicht erstickt war. Dies war aber in den damaligen Zeiten um soviel leichter möglich, weil bey aller Cultur der Wissenschaften und der Künste doch die heutige politische Weisheit, welche einzig und allein ein Eigenthum neuerer Zeiten ist, gänzlich damals unbekannt war. Ein jeder Staat, ein jedes Volk stand gleichsam isolirt in der ganzen Natur da, ohne durch Verträge mit einem andern Volke wider die Uebermacht eines Dritten sich zu verbinden. Man kannte die Politik nicht, auf die Bewegungen, auf die Maaßregel und auf die Regierungsgrundsätze anderer Völker ein wachsa-

mes Auge zu haben, und verstand die Kunst nicht, selbst die geheimsten Verhandlungen des Monarchen und seiner Minister in Erfahrung zu bringen und Nutzen für sich selbst daraus zu ziehen. Man erfuhr fast nichts eher von feindlichen Unternehmungen wider den Staat, als bis der Feind mit seiner ganzen Heeresmacht schon über die Grenze gerückt, und nur noch einige Tagesreisen von den Thoren der Hauptstadt entfernt war. Die heutigen Allianzen, da Staaten vom zweyten und dritten Range sich durch die Bündnisse zum Gleichgewicht wider eine einzelne große Macht erheben; die Aufmerksamkeit, welche die heutigen Staaten auf einander haben, da ein jeder bey dem andern, nach einer weisen, und für das Glück der Völker wohlthätigen Uebereinkunft, seinen Gesandten unterhält; die stehenden Kriegsheere, und die in den Zeughäusern, Arsenalen und Magazinen in Bereitschaft liegenden reichen Vorräthe von allen nur möglichen Kriegsbedürfnissen, nebst einer Staats=Casse, die nach den Grundsätzen eines weisen Staatswirthschaft=Systems ihre sichern, leichten und zugleich den

Fleiß des Volks belebenden Hebungsquellen hat, und selbst die Weisheit der innern Organisation der heutigen Staatsverfassungen, sowohl in ihren innern Triebrädern, wo der eine Zweig der Verwaltung ein abgesondertes Ganze für sich macht, und doch wie die Räder einer Maschine eins in das andere greift und dergestalt der gemessene Gang der ganzen Maschine dadurch bewirkt wird — als auch die fest bestimmte Thronfolge durch das Recht der Erstgeburt, wodurch allen bürgerlichen Kriegen, welche die Streitigkeiten der regierenden Familie über die Thronfolge verursachten, vorgebeugt ward, welche, nebst der Theilung großer Reiche unter die Erben des letzten Beherrschers, die Ursache des Untergangs so vieler Völker waren; — alle diese politischen Grundsätze, oder mit einem Worte: diese Staatsweisheit, die das alleinige Eigenthum unserer Jahrhunderte ist, lag gänzlich außerhalb dem Ideengange des Alterthums.

Aus Mangel dieser vollendeten Politik, konnte ein Reich des Alterthums leichter die Beute eines fremden Volks werden, als heut zu Tage. Am leichtesten geschah auch

dies gemeiniglich dann, wenn die Wollüste und alle Arten von Laster ein Volk entnervt hatten; und da die Sittenverderbniß stets von dem Throne und der Priesterschaft auf das Volk übergeht, so hatte ein kühner, nach Beute dürstender Feind um so viel leichter Spiel, ein solches Volk mit seinen Schätzen und mit seinem Gebiete sich zuzueignen.

Wenn man behaupten wollte, daß auch die unter einem Volke eingerissene Sittenverderbniß ein von einem unveränderlichen Gesetze der Natur bestimmtes Verhängniß sey, damit durch die Auflösung der gegenwärtigen lasterhaften Generation eine sittlichere ihre Stelle einnehme, und also die Bestimmung der Veredlung der Menschheit erfüllt werde; so würde man den Menschen nicht nur eine Stufe tiefer als das unvernünftige Thier setzen, sondern man würde auch aller Erfahrung, die uns die Geschichte der Zeiten giebt, widersprechen.

So lange ein Volk seiner eigenen Sicherheit und Wohlfahrt wegen sich mit der Einrichtung und Befestigung seiner Staatsverfassung beschäftigt, schweigen alle zerstörenden Leidenschaften, und jedes einzelne Indis

viduum bringt den ihm nur möglichen Theil seiner Kräfte dem allgemeinen Besten zum Opfer. In diesem ersten Zustande der Armut glänzen alle die Tugenden, welche so sichere Grundpfeiler der öffentlichen Glückseligkeit sind: Genügsamkeit, Arbeitsamkeit, Vaterlandsliebe, Liebe und Zutrauen zu seinem Regenten, Rechtschaffenheit und Tapferkeit. Jahrhunderte verfließen, und diese Tugenden können von Geschlecht zu Geschlecht erben, so lange die Weisheit der Gesetze dem Laster mit fremden Sitten keinen Eingang über die Grenzen verstattet. Aber sobald Ehrgeiz, Ruhmsucht und kriegerischer Geist diese Grenzen erweitern, und mit den Reichthümern der unterjochten Völker zugleich fremde Sitten das Land überschwemmen, so konnte bey den Fehlern der Politik der Alten ein Staatskörper, der der Ewigkeit zu trotzen schien, auf diese Weise nach und nach untergraben, und seinem Umsturz nahe gebracht werden. Dieser Fall konnte auch ohne Eroberungssucht nach selbst erworbenen Reichthümern durch eigene Industrie, wie bey den Phöniziern, eintreten; denn da es in der Organisation und in dem

ganzen Baue des Menschen liegt, nach Wohlseyn und Genuß zu streben, welchen Reiz und Kitzel des Genusses das unvernünftige Thier mit dem Vernünftigen, als Grundursache der ganzen thierischen Existenz, gemein hat, so vermehren sich mit den Quellen der Genüsse, oder, welches einerley ist, mit den Reichthümern, die Bequemlichkeiten des Lebens. Weil nun ein jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft an diesen Reichthümern, der Mannigfaltigkeit der Genüsse und der Bequemlichkeit wegen, die sie gewähren, Theil haben will, so beschäftigt sich die Seele mit neuen Erfindungen, die dem Reichen, weil sie seine Bequemlichkeit vermehren und zugleich seiner Eitelkeit schmeicheln, angenehm sind, und also vor ihm mit einem Theile seines Reichthums bezahlt werden; und dies ist der Ursprung aller für den Luxus arbeitenden Handwerke und Künste. Da nun aber unter diesen Erfindungen auch viele nichtswürdige Künste zum Vorschein kommen, welche dazu dienen, das eigene Nachdenken zu ersetzen, und die Langeweile mit der Zeit zu tödten, und sogar, wie die Tänze und Tänzerinnen der Orientalen, die sinnli-

chen Begierden zu entflammen, so ist der
 immer größere Verfall der Sittlichkeit eben
 so in der natürlichen Ordnung, als die
 Wirkung eine Folge der Ursache ist. Wenn
 nun dieses Herabsinken eines Volks nicht
 einen Gegendruck, durch allgemeine Landplä-
 gen, Hunger, Pest, feindliche Streifereyen
 u. s. w., bekommt, wodurch die Besinnungs-
 kraft und die ordentliche Lebensart wieder
 hergestellt werden, oder wenn nicht noch ei-
 ner oder mehrere tugendhafte Weise ihre
 Einsamkeit verlassen, und durch ihre Bemü-
 hungen den Verfall des Staats noch auf-
 halten oder vielleicht glücklich retten: so eilt
 natürlich ein solches Volk einer traurigen
 Catastrophe entgegen. Aber gewiß ist das
 nicht das Werk der Sittenlosigkeit und der
 Wollust allein, sondern vorzüglich des Um-
 standes: daß unter einem solchen ausgearte-
 ten Volke, der Werth und das Ansehen der
 bürgerlichen Gesetze zugleich in Verfall ge-
 rathen, und Recht und Gerechtigkeit für Geld
 verkauft werden. Da es nun in der ge-
 wöhnlichen Ordnung ist, daß bey großen
 Reichthümern auch große Armuth wohnt,
 und daß diese, wenn sie ihr kümmerliches

Daseyn fristen will, Knechtsdienste für den Reichen thun muß, so treten leicht bey dem Verfall der Polizey und Justizpflege die Fälle ein; daß dieser Druck der Knechtschaft und der Armuth in allgemeine Gährung ausbricht, und Straßenraub und Mord die öffentliche Sicherheit des Staats in Gefahr setzen; und dies ist die ganze Geschichte der Entstehung der französischen Revolution.

Die Laster und Ausschweifungen der französischen Großen; die Weichlichkeit und der Stolz des Adels; die große Armuth des Bauernstandes, der allen Arten von Mißhandlungen und Erpressungen ausgesetzt war; das unglückliche und barbarische System der Staatswirthschaft, da durch die unregelmäßigsten und willkührlichsten Steuer- Erhebungen der Fleiß mit dem Muthe zu mehreren Erwerb erstickt ward; die unstatthaften und feindseligen Verbotsgesetze, welche die Industrie erschlasten; der Mangel an guter Justiz wegen Bestechlichkeit der Richter und der Chikanen aller Art; Mangel an guter Polizey, welche auf die Hunderttausende, die im Müßiggange und bloß von ihren Ränken und heimlichen Schandthaten lebten, kein

Auge hatte und wozu noch eine ungeheure
 Staatsschuldenlast kam, welche ein öffentli-
 ches Schandmahl der Indolenz der franzö-
 sischen Staatsverwaltung war; eines Reichs,
 welches bey seinem milden Klima, seinem
 fruchtbaren Boden, bey seiner von zwey
 Meeren bespülten Lage und bey seiner gro-
 ßen Bevölkerung das blühendste und glück-
 lichste auf dem ganzen Erdball hätte seyn
 können, anstatt dessen es das unglücklichste
 war; alle diese Gebrechen mußten endlich
 den Umsturz der ganzen Staatsmaschine her-
 vorbringen. Hätte aber der König, und
 gewiß der edelste und tugendhafteste, der seit
 Heinrich dem Großen den Thron bestiegen
 hatte, mehr Energie bezeugt, so wären gewiß
 alle die schrecklichen Auftritte nicht erfolgt,
 durch welche diese Staatsumwälzung sich
 zum ewigen Entsetzen der Menschheit so sehr
 ausgezeichnet hat.

Niemand wird hoffentlich mit allem Ernst
 behaupten, daß diese französische Staatsum-
 wälzung ein von dem Verhängniß von Ewig-
 keit her bestimmtes unwiderrustliches Werk
 sey, weil sonst dieses Verhängniß ganz Eu-
 ropa und die Franzosen selbst fürchterlich

getauscht hätte, indem weder ein freyeres noch glücklicheres Volk daraus hervorgegangen ist, als es die Bürger eines jeden wohl organisirten Staats in Europa und selbst einiger großen deutschen Reichsstädte, längstens schon waren. Der Bauer arbeitet wieder für seinen Gutsbesitzer, wie vorher; auch muß er zu den öffentlichen Lasten beitragen. Nur ist jetzt der Unterschied dieser, daß diese Abgaben regelmäßig und also nicht unvermuthet und willkürlich erhoben werden. Die Industrie wetteifert wieder mit der Britischen, und eine gute Polizey nebst einer strengen Handhabung der Gerechtigkeit bewirken jetzt die öffentliche Sicherheit, die längstens in dem übrigen Europa die erste Basis der öffentlichen Wohlfahrt war. Der einzige Unterschied hierbey ist wieder, daß statt eines Bourbon ein tapferer Korsen den Thron eingenommen hat und anstatt der vorigen Indolenz jetzt eine weise Gesetzgebung herrscht. Ferner, daß man, vermöge der in Italien eroberten Schätze des Alterthums, aus Paris ein zweytes Athen zu machen sucht und das Kostum der Alten in Kleidungen und Mobilien nachahmt; ein Bes

weis mehr für den anerkannten Werth der Alten und für die Kindheit der neuen Athesnierer.

Wenn die Völker der Erde nun auf der einen Seite gesehen haben, daß die Franzosen nur eine Schneckenlinie beschrieben, die so viel Menschenblut gekostet und nichts weiter bewirkt hat, als eine gleiche Ordnung, welche in jedem andern europäischen Staate längst schon festgestellt war; so müssen andern Theils die noch lebenden und alle künftigen Glieder eines gemeinsamen Staates, einen gerechten Unwillen gegen alle gewaltsamen Revolutionen bekommen haben.

(Der Beschluß im nächsten Hefte.)

II.

Zucker aus dem Safte des Zuckerahorns.

Niemand wird es leugnen, daß der Zucker, nach dem Brod, das größte und allgemeinste Bedürfniß der europäischen Nationen geworden, daß, auch unabhängig von dem Wohlgeschmack desselben, zahllose Versuche und Erfahrungen bey Krankheiten dessen

Wohlthätigkeit bewiesen; dagegen man von seinem Nachtheil auf den menschlichen Körper noch nichts gehört hat. Gewiß verdient der Zucker, besonders jetzt, unsere ganze Aufmerksamkeit, denn man braucht ihn nicht bloß zum Kaffee und Thee, sondern auch zur Versüßung vieler Getränke und Speisen, zur Arzney und zu mehrern andern Zwecken. Es ist solcher allen Ständen so sehr zum Bedürfniß geworden, daß die jetzige große Theurung dieses Artikels, in unsern gegenwärtigen, bedrängten und traurigen Zeiten, so wohl die reichsten als die ärmsten Haushaltungen in eine gleich lästige Contribution setzt. Vorschläge und Versuche, dieser Unannehmlichkeit abzuhelpen, verdienen daher unsere größte Aufmerksamkeit.

Schon vor etwa 15 Jahren machte der Verfasser dieses Aufsatzes glückliche Versuche, indem er aus dem Saft mehrerer Ahornarten wohlgerathene Proben eines braunen Ahornzuckers erhielt, die er Sachverständigen zur weitem Prüfung und Untersuchung vorlegte. Da indessen einige französische Journale das Publikum auf

neue wieder auf den Ahornzucker aufmerksam gemacht haben, so verdient hier von selbigen noch folgendes angemerkt zu werden:

Gleiß und Beharrlichkeit können sehr viel Gutes ausrichten. Wer die Hand diesem Gleiß, dieser Beharrlichkeit bieten will, der besetze die öden Strecken, die ihm eigen sind, mit Zuckerahorn (*Acer saccharinum*), Silberahorn (*Acer rubrum dasycarpum*), Bergahorn (*Acer platanoides*); und sollte er auch selbst nicht mehr die Freude haben, Zucker aus seinen Plantagen zu erndten, so werden es seine Kinder gewiß und sicher thun. Unter allen Einwohnern des Pflanzenreichs, die Zucker enthalten, aus denen sich Zucker bereiten läßt, ist noch keine Pflanze entdeckt, die so reich an Zucker ist, wie das Zuckerrohr und einige in Amerika einheimische Arten des Ahorns. Diese enthalten nemlich nur wenig Schleim, wenig Einrisse und eben so wenig Extraktivstoff, wogegen der Saft jeder andern zuckerhaltigen Pflanze sehr reich an diesen Stoffen ist. — Das Zuckerrohr gedeiht nur in den beyden Indien, wo es einheimisch ist; die zuckerhaltigen Ahorne aber können in

unserm Klima, noch besser aber im südlichen Rußland, mit Vortheil angebaut werden.

Man kann den Saamen aller Ahornsorten, sogleich nachdem er reif geworden ist, im Herbst nebst seinen Kapseln in ein offenes Beet, von gemeiner Erde, säen. Da aber die Hamster, welche sehr lüster darnach sind, vielen Saamen zu zerstören pflegen, so thut man besser, wenn man ihn mit feuchtem Sande bedeckt, und bis zum Frühjahr aufbewahrt. Im Frühjahr säet man ihn alsdann mit diesem Sande aus, so, daß er ungefähr nur eines halben Zolls dick mit Erde bedeckt wird. Die Pflanzen pflegen bald aufzugehen, lassen sich allerley Arten von Erdreich gefallen, und kommen sehr leicht fort, wenn man sie versetzt. Zum Versetzen kann man Pflanzen von 1 bis 12 Fuß Höhe nehmen; es ist unnütz, wenn man die Erde an den Wurzeln läßt, nur darf man den Ahorn beym Pflanzen nicht kappen. In die wilde Baumschule muß man sie in zwey Schuh weit von einander abstehenden Reihen versetzen. An diesem Orte können sie drey bis vier Jahre stehen bleiben, da sie dann groß genug seyn werden,

daß man sie an einen Ort, wo sie beständig bleiben sollen, versetzen kann.

Im trocknen Boden kommt dieser Baum nicht so gut fort, wie im feuchten Erdreich. Er läßt sich nur durch Absenker, und die an den Wurzeln auslaufenden Nebenschüsse recht gut fortpflanzen. Die Nordost-Winde sind ihm, wenn er noch jung ist, schädlich.

Die meisten Sorten des Ahorn-Baums, welche aus Amerika kommen, können die Hitze sehr wenig vertragen, so lange sie noch jung sind. Man muß daher ihren Saamen an einen bedeckten Ort aussäen; denn wenn die Pflanzen nur einen einzigen Tag über der Sonne völlig ausgesetzt bleiben, so kommen wenige derselben davon. Man muß daher die Vorsicht gebrauchen, die Töpfe, worin man den Saamen gesäet hat, in Schatten zu setzen. Sobald man sie in die Sonne bringt, setzen sich die Insekten daran, welche in einem Tage die Saamenblätter abfressen, worauf die Pflanze sogleich zu Grunde geht.

Der Zuckerahorn (*Acer saccharinum*) liebt ein steinigtes Erdreich. Wenn er völlig ausgewachsen ist, ist er so hoch, wie

die weißen und schwarzen Eichen, und hält zwey bis drey Fuß im Durchmesser. Im Frühling, noch ehe er ein einziges Blatt austreibt, giebt er eine schöne weiße Blüthe. Selbst seine kleinen Zweige und Aeste sind so mit Zuckersaft durchzogen, daß sie den Winter durch den Vieh und Pferden, wenn noch kein Futter wachsen kann, eine gute nährrende Subsistenz liefern. Auch brennt man von diesem Baume in so großer Menge Pottasche, als nur immer von einer Holzart, die in Nordamerika wächst.

Im Walde hat sich der Baum in etwa 20 Jahren völlig ausgewachsen. Er leidet nicht im mindesten durchs Schröpfen und Anbohren, sondern je öfterer dieses wiederholt wird, desto mehr erhält man Syrup.

Von 23 Gallons (der Gallon enthält vier Pariser Pinten oder beynahе vier Stofhiesiges Maas), welche in 24 Stunden nur aus zwey dieser Bäume abgezapft waren, hat ein gewisser Arthur Noble in Newjork 4 Pfund und 13 Unzen guten körnigten Zucker erhalten.

Ein Baum von gewöhnlicher Größe liefert in guter Jahreszeit 20 bis 30 Gallons

Saft, und diese geben 5 bis 6 Pfund Zucker. Doch giebt es auch beträchtliche Ausnahmen von diesem Anschlage, und man hat Beyspiele, daß jemand zwischen dem 13ten und 14ten April 1789 20 Pfund eine Unze Zucker von einem einzigen Baume gewonnen hat, der vorher viele Jahre nach einander schon abgezapft worden war.

Zufolge des Einflusses, welchen die Cultur auf die Waldbäume und andere Gewächse äußert, hat man vorausgesetzt, wenn ein Zuckerahornbaum in einem Garten versetzt würde, oder man die Bäume um ihn herum wegnähme, die ihm die Strahlen der Sonne entziehen, so würde sich die Quantität seines Safts vermehren, und auch die Güte desselben verbessern. Diese Muthmaßung hat sich bestätigt. Ein Pächter in Pensilvanien pflanzte vor einigen 30 Jahren auf seinem Wiesenlande eine große Menge Zuckerahornbäume, und gewinnt nun alle Jahre von jedem drey Gallons Saft 3 Pfd. Zucker, da doch sonst 5 bis 6 Gallons von dem Saft solcher Bäume, die in den Wäldern wachsen, zu einem Pfunde Zucker erfordert werden.

Der Saft fließt selbst aus dem Holze des Baums. Die Bäume, welche den Winter durch zur Fütterung der Hausthiere in den Pachtungen gefällt worden sind, liefern eine beträchtliche Menge Saftes, sobald nachher im Frühling den Stamm und die Aeste die Sonne bescheint.

Die beste Zeit zum Anbohren des Zuckerahornbaumes fällt in die Monate März und April. Warme Tage und darauf folgende kalte Nächte begünstigen ganz besonders den Ausfluß des Ahornsafte. Die Menge, welche man in einem Tage von einem Baum sammelt, beträgt gewöhnlich 5 Gallons. Es geht auch immer ein Stillstand im Ausflusse des Saftes in der Nacht vor, wenn ein Frost auf den warmen Tag folgt. Das Aderlassen geschieht entweder mit einem Beil oder Holzbohrer. Dieses letzte Werkzeug zieht man jedoch jetzt dem erstern vor. Man treibt den Bohrer etwa auf eine Tiefe von 9 Linien hinein, und giebt ihm die Richtung von unten nach oben zu, damit der Saft nicht gefrieren kann, wenn er Abends oder über Nacht langsam fließt; hernach bohrt man stufenweise bis auf 3 Zoll fort. In

das mit dem Bohrer gemachte Loch steckt man auf einem halben Zoll tief ein dünnes Röhrchen hinein, welches nach den Umständen mehr oder weniger, nämlich 3 bis 12 Zoll, hervorstehet. Man macht dieses entweder von Sumachholz oder von Hollunder. Man öffnet den Baum zuerst auf der Südseite, und wenn dieser Einschnitt anfängt nur wenig Saft zu geben, macht man auf der Nordseite einen neuen, durch welchen der Ausfluß mit neuer Stärke vor sich zu gehen pflegt. Der Saft fließt 4 bis 6 Wochen durch, nachdem die Jahreszeit dazu günstig ist. Unter das Röhrchen stellt man zum Aufnehmen des laufenden Saftes Becken und Bannen, oder Eimer, und alle Tage leert man diese Gefäße in größere dazu bestimmte Behälter aus.

Den Saft gegen das Eindringen des Regentwassers und gegen Unrath aller Art zu verwahren, legt man auf die Bannen und Behälter Deckel von ausgehöhlter Forni, die in der Mitte eine Oeffnung haben. Während des übrigen Theils vom Frühling, im Sommer und im Herbst, giebt der Ahornbaum einen leichten und dünnen Saft,

der zum Zuckermachen ganz unbrauchbar ist, wovon man aber ein angenehmes Getränk während der Erndtezeit, auch wohl Rumm verfertigt.

Man zieht den Zucker auf dreyerley Art aus dem Saft des Ahornbaums aus, nämlich:

1) In dem man den Saft dem Gefrieren aussetzt. Man behauptet, daß die Hälfte einer gewissen gegebenen Quantität Saftes, wenn sie auf solche Art reducirt oder verdickt wird, besser sey als ein Drittel von derselben Menge, welche durchs Einkochen erhalten worden ist.

2) Durch natürliche oder freywillige Ausdünstung; jedoch ist der gewöhnliche Weg, dessen man sich zu bedienen pflegt, der:

3) Daß man den Saft einsiedet, oder einkocht. Hierbey ist folgendes zu beobachten:

a) Jemehr man den Saft kochen läßt, desto vorzüglicher geräth der Zucker. Man muß aber nie über 24 Stunden mit dem Saft warten, ehe er über Feuer gebracht und eingesotten wird.

b) Je größer der Kessel ist, in welchem

man den Saft einkochen läßt, desto mehr Zucker bekommt man daraus.

c) Kupferne Kessel geben einen Zucker von schönerer Farbe und besserem Ansehen, als die Eisernen.

Der Saft fließt hernach in hölzerne Wannen, woraus man ihn in Behälter sammelt, welche die Form eines Rachen oder Futtertroges haben, und von Eschen-, Linden- oder Tannenholze gemacht sind; von hieraus bringt man ihn in den Kochkessel. Der Behälter und der Kochkessel sind gewöhnlich mit Deckeln versehen, damit kein Regen noch Unreinigkeit hineinfallen kann. Der Zucker verbessert sich dadurch, daß man ihn durch ein reines Tuch seihet, ehe oder nachdem man ihn auf die Hälfte eingekocht hat. Man thut in den Kessel mit dem Saft etwas Butter, Schweinfett oder Talg, damit jener nicht überlaufe, wie auch etwas Kalk, Eiweiß oder Milch, die frisch gemolken ist, ihn zu klären und zu läutern. Ein Löffelvoll gelöschten Kalks, das Weiße von einem Ey und ein Stof frisch gemolkenener Milch wird auf 14 Gallons Saft gerechnet.

Wenn der Saft genug gekocht hat, schmiert man den Zucker mit dem Fett an, überzieht ihn mit Thonerde, raffinirt ihn und bildet davon ordentliche Zuckerhüte.

Die Prozeduren hiebey sind denen in den gewöhnlichen Zuckersiedereyen so gleich, daß sie hier völlig mit Stillschweigen übergangen werden können.

III.

Die großen Männer zu Anfang der Jahrhunderte.

Es ist eine Bemerkung, sagt ein Schriftsteller, die man bis jetzt noch nicht gemacht hat, und deren genauere Untersuchung zu mancher schönen Combination Anlaß geben könnte, daß im Beginnen eines jeden Jahrhunderts in irgend einem Theile der Welt ein Regent oder ein Held lebte, der den Namen des Großen von seinen Zeitgenossen erhalten hatte, oder durch ganz außerordentliche Thaten vorleuchtete. So lebte im Anfange des ersten Jahrhunderts Au-

gust, im Anfange des zweyten Trajan, im Anfange des vierten Constantin der Große, im Anfange des sechsten Clodowich, der Gründer des französischen Staats, im Anfange des siebenten Mahomed, im Anfange des achten Pipin, der Majordomus, im Anfange des neunten Karl der Große, im Anfange des eilften Wladimir der Große und Kanut der Große, im Anfange des vierzehnten Wladislaus der Große, im Anfange des funfzehnten Timur, im Anfange des sechszehnten Iwan Basiljewitsch der Große, im Anfange des siebenzehnten Heinrich der Vierte von Frankreich, im Anfange des achtzehnten Peter der Große, der Schöpfer von Russlands Größe, und wen die Nachwelt im Beginnen des neunzehnten setzen wird, ist zwischen den beyden Polen nur eine Stimme.

Das achte Jahr in manchem Jahrhundert scheint reichhaltig an merkwürdigen Ereignissen gewesen zu seyn. Im Jahre 408 war Marich vor Rom, im Jahre 608 erkannte Phocas, der griechische Kaiser, den Primaten Roms an, im Jahre 708 erschienen zwey Könige Englands in Rom und

wurden Mönche, im Jahr 808 kam (nach Regino) Cardulf, König von Nordthumberland, zu Karl dem Großen, suchte Hülfe bey ihm und wurde wieder in sein Reich eingefetzt; in's Jahr 908 fällt das Ende des großmährischen Reiches, im Jahre 1108 wird der zwey Jahr unbeerdtig gelegene Körper des im Banne verstorbenen Kaisers, Heinrich des Vierten, in der öden Kapelle von St. Afra beygesetzt, im Jahre 1208 verhängt der Pabst ein allgemeines Interdict gegen England; Kaiser Philipp von Schwaben wird durch Otto von Wittelsbach meuchelmörderischer Weise ermordet; im Jahre 1308 entsteht der Schweizerbund; Kaiser Albert fällt durch das Schwerdt Johannes, genant Parricida; im Jahre 1408 wird gegen das Ansehen des Pabstes das Consilium zu Pisa gehalten; im Jahre 1508 wird gegen den mächtigsten Seestaat damaliger Zeit, gegen die durch die Ausbeute Indiens reich gewordene Venetianer, die fürchterliche Ligue von Cambray geschlossen.

Das Jahr 1708 war das letzte, in welchem Schweden die große Stimme in den

Angelegenheiten Nordens hatte. Und hundert Jahre später verlor dies nämliche Reich eine seiner besten und fruchtbarsten Provinzen, Finnland, durch Anhänglichkeit an eine verderbliche Allianz. Und wenn Frankreich am Ende des Jahr's 1808 das sonst mächtige Spanien zu besiegen und die Britten von dieser Halbinsel zu verjagen anfieng: wird dann nicht dem Geschichtsforscher, wenn er am Rande der Zeiten, gleich uns, in die Tiefe der Vergangenheit seinen Blick wirft, und die lange Reihe dahingeschwundener Jahre nur noch das Erstaunenswürdige in die Augen fallen läßt — wird ihm nicht immer das Jahr 1808 vorschweben, in welchem Napoleons rastloser Geist wirkt?

R.

IV.

Ueber die gehemmte Schiffahrt in Rußland.

Nach langen Stürmen des Krieges, wobey doch wenigstens einiger Handel zur See, besonders in der Ostsee, übrig blieb, hat endlich auch die allgemeine Seesperre dem

gesegneten Gang der Schifffahrt sowohl nach und aus der Ostsee, als auch im schwarzen und asowschen Meere, die Fessel angelegt. Die Folgen davon sind schon jetzt sichtbar: ein allgemeines Stocken in allen Handelsgeschäften, hin und wieder nicht unbedeutende Fallissements, Steigen aller Kolonialwaaren, besonders die enormen Preise des Zuckers, Kaffee's, der Gewürze u. s. w.

Der herannahende Frühling wird über diesen Punkt vieles entscheiden, besonders da, wie es verlautet, Rußland, Dänemark und Preußen in Vereinigung ihre Kräfte aufbieten wollen, ihren Unterthanen die Wohlthat einer freyen Schifffahrt in der Ostsee zu sichern.

Das Ankommen und Abgehen von Rauffahrtseeschiffen in und aus den Häfen eines Staats ist wohl der sicherste Maasstab, nach welchem man das Sinken oder Steigen des Handels beurtheilen kann. Nach den bis zum 6. November 1808 eingelaufenen Nachrichten, sind seit der Eröffnung der vorjährigen Schifffahrt in unten folgenden Häfen zusammen 996 Rauffahrtseeschiffe angekommen und 926 abgegangen, und zwar:

In Kronstadt	57	62
von diesen :		
In St. Petersburg . .	8	20
In Narva	—	2
In Wyburg	2	2
In Reval und Balt. Port	8	5
In Riga	185	156
In Pernau	—	3
In Liebau	32	30
In Windau	2	2
In Archangelsk	88	140
In Astrachan	11	2
In Odessa	264	204
In Empatorja	156	122
In Feodosia	90	63
In Taganrog	99	115
In Balaklawa	4	—
Von Cherson	—	3
Von Jenikale	—	3
Von Kertsch	—	1
Von Mariupol	—	11
Zusammen		
	996	926

Die in den ersten 10 Häfen des baltischen Meeres angekommenen Schiffe waren: 31

amerikanische, 16 lübecker, 82 preussische, 23 danziger, 31 meklenburger, 18 papenburger, 21 hamburger, 23 kniephausensche, 17 bremische, 11 oldenburger, 1 rostocker, 1 wismarsches, 1 stralsunder, 1 pommersches, 1 wollgaster, ein greifswalder und 15 russische, zusammen in den Häfen des baltischen Meeres 295 Rauffahrteischiffe. Die zu Archangelsk angekommenen Schiffe waren: 16 amerikanische, 23 dänische, 1 preussisches, 2 lübecker, 10 hamburger, 3 bremer, 6 papenburger, 1 kniephausensches, 1 mecklenburgisches und 16 russische. Die in den übrigen Häfen des schwarzen und asowschen Meeres angekommenen Schiffe waren: 75 französische, 86 italienische, 355 türkische, 9 österreichische, 38 griechische, 4 ragusanische, 1 jonisches und 45 russische, zusammen 613 Rauffahrtenschiffe. Zwey in St. Petersburg angekommene Schiffe mit Kolonialwaaren sind sogleich unter Sequester gelegt worden.

Ereignisse der Zukunft, aus der Zusammenstellung der jetzigen Begebenheiten gefolgert.

Work while it is called to day, for you know not how much you may be hindered to morrow. One day is worth two tomorrows.

Franklin.

So weit die Geschichtsbücher in das graueste Zeitalter hinausreichen, so finden wir keine Aehnlichkeit einer Epoche, die mit der, in welcher wir leben, verglichen werden könnte. Noch nie waren alle Welttheile so kriegerisch, so in Bewegung, als jetzt. Europa, Amerika, Asien und Afrika haben jetzt Krieg. Europa, gleichsam die Mutter der übrigen Welttheile, wo die Kriegsflamme am meisten wüthet, wird nun seit achtzehn Jahren von Krieg und Unruhen verheeret. Dieser Welttheil ist durch die Länge der Zeit, durch Familien- und Handelsverbindungen, so genau in sich verflochten, daß ein Mißverständniß zweyer Staaten alle alterirt, und immer einer oder der andre

theils geradezu, theils durch Verbindungen Theil daran nehmen muß, bis endlich, wie zeither gewöhnlich, das Kriegsfeuer alle europäischen Staaten anstecket und in Flammen setzt. Die ältere Politik scheint mit der Größe des Kriegsäbel besser bekannt gewesen zu seyn, als die heutige. Wie lange wurde in den älteren Zeiten nicht erst negoziert? welche Summen wurden nicht zum Bestechen der Minister und der Umgebungen der Monarchen verwendet? Welche Summen erhielten nicht zu jener Zeit, bloß um Friede zu erhalten, die Maitressen? und wie viele Kriege wurden nicht durch dieses System unterdrückt?!

Den großen stehenden Armeen, die immer schlagfertig dastehen, ist es einzig beizumessen, daß jene alte Politik fast gänzlich vergessen worden. Wie aber alles nur auf eine gewisse Höhe steigen kann, und sich auf dem höchsten Punkt nur eine kurze Zeit erhält, indem dieser Zustand zu viel Anspannung der Kräfte verlangt, und nicht lange auszuhalten ist: so kann man auch im voraus sagen, daß die Ruhe von Europa bald zu erwarten sey. Denn nach jeder Anspan-

nung folgt Ruhe und öfters Erschlafung.

Friedrich der Zweite war gleichsam der Erste unter den Regenten, der seine Unterthanen alle zu Soldaten umbildete; er unterhielt die zahlreichste stehende Armee, auch wurde er dadurch groß: führte aber eine Art von Druck der Nation, die aus der Ueberspannung der Kräfte herzuleiten ist, ein, von dem sich jetzt erst in diesem Kriege die nachtheiligsten Folgen für Preußen gezeigt haben.

Frankreich hat sich durch Einführung seines Konstriptionssystems über alle europäischen Mächte erhoben; dieser Maxime verdankt es seine Größe. Man muß es durchaus als Fehler der übrigen Staaten auslegen, daß sie nicht sogleich dieses System nachahmten. Oesterreich ahmt jetzt, nachdem es seine Fehler eingesehen, nicht allein das Konstriptionssystem nach, sondern es tritt noch eine Stufe höher und sagt: alle meine Unterthanen sollen die Waffen tragen, sollen Soldaten seyn, sollen streitfertig dastehen. Eine solche Macht bedarf eigentlich keiner Festungen mehr; denn wo Millionen

Streiter einer anziehenden Armee entgegen kommen, da ist alles Gleichgewicht aufgehoben. Es ist zu wundern, daß die Grenznachbarn, z. B. das Königreich Sachsen, als nächster Nachbar von Oesterreich, nicht dasselbe System so schnell als möglich annehmen. Denn es ist vorauszusetzen, daß die Nation, die dieses System nicht sogleich befolgt, bey dem ersten Ereigniß untergeordnet wird. In diesem Verhältniß stand Deutschland zu Frankreich bey Einführung des Konstriptionsystems, und jetzt? — Deutschland stehet jetzt bey der allgemeinen Bewaffnung von Oesterreich und bey dem jetzigen französisch-spanischen Krieg, wieder in dem ähnlichen Verhältniß gegen Oesterreich.

Will Deutschland selbstständig seyn und bleiben; so muß es vereint die allgemeine Bewaffnung einführen. Es ist wahr, Deutschland hat an Napoleon einen mächtigen Protektor, da aber dieser jetzt mit einer großen Nation streitet, und zu Anfang eines Kriegs dessen Ende nicht bestimmt werden kann: so ist es doch wohl nothwendig, daß Deutschland seine Selbstständigkeit berücksichtigt.

Schweden hat, wie wir in den öffentlichen Blättern gelesen, die allgemeine Bewaffnung eingeführt. Dännemark wird nicht lange zögern dürfen, dies nämliche System anzunehmen; zumal da leicht vorauszusehen ist, daß bey dem nächsten allgemeinen Frieden, Dännemark um so eher eine erweiterte Arrondirung gegen Süden und Südosten erhalten dürfte.

Daß Preußen, vermöge seiner geographischen Lage, und besonders in Rücksicht Schlesiens, gezwungen wird, das österreichische National = Bewaffnungs = System ohne Zeitverlust anzunehmen, wird jeder Politiker einsehen können. Die Nationalbewaffnung von Oesterreich giebt der europäischen Politik, indem sie die angrenzenden Nachbarn unwillkürlich zwingt, dasselbe Bewaffnungssystem anzunehmen, in kurzem eine ganz andre Ansicht in dem europäischen politischen Verhältniß, eine andere zu erwartende Zukunft.

Der Krieg wird in Zukunft nicht so leicht mehr unter den Nationen entstehen. Es wird in Zukunft mehr Friede als jetzt in Europa herrschen. Kommt es aber alsdann

zwischen Nationen zu thätlicher Unzufriedenheit, so wird es nun nicht mehr Krieg können genannt werden, sondern Völkerwanderung.

VI.

Europäisches Staatenverhältniß, dargestellt mit erlaubter Freymüthigkeit.

Die Staaten von Europa sind auf eine weise Art von der Natur unter sich verketztet. Die natürliche Verbindung einiger Staaten kann wohl auf eine Zeit unterbrochen werden, sey es durch falsch verstandene Politik, oder durch Uebermacht eines Dritten, aber nach Jahren tritt der Naturverein bestimmt wieder ein. Ein Regent, eine Nation kann wohl auf einige Zeit irre geleitet werden, aber anhaltend duldet die Natur diesen Irrthum nicht; denn er führt die Nation an den Abgrund des Unterganges. Wie sehr es einer Nation schmerzt, wenn sie sich aus der Reihe der europäischen Mächte soll ausgestrichen sehen, dieses erkennt man deutlich an der polnischen Nation.

Welche Aufopferung, welche Anstrengung lernen wir nicht in der polnischen Nation kennen! Sie war schon aus der Reihe der Mächte herausgehoben, ihr Name war schon Jahrelang vertilgt, und doch hat sie sich wieder empor gearbeitet. Trägt sie auch gleich noch nicht ihren alten Namen, so brüstet sie sich doch schon mit dem Namen ihrer Hauptstadt, und öffentliche Blätter sprechen sogar schon von einem polnischen Vicekönig. Diese Nation verdient allerdings hierin die Bewunderung eines jeden denkenden Menschen.

Polens Verhältniß zu Frankreich war in den ältern Zeiten wie die türkische Pforte zu Preußen. Wurde in den frühern Zeiten die Pforte von Rußland oder Desterreich zu sehr gedrängt, und man kam ihrer Hauptstadt zu nahe: so konnte ihr Natur=Alliirter, Preußen, im Rücken Desterreichs oder Rußlands, jedesmal eine vielwirkende Diverfion machen. Der Divan hat seit einigen Jahren sein Interesse verkannt; Preußen hätte sollen von der Türczey im letztern Kriege unterstützt werden. Die ottomanische Pforte ist freylich seit vielen Jahren ein

treuer Allirter von Frankreich gewesen; diese Allianz gründet sich aber einzig auf das Gleichgewicht der französischen Seemacht mit der englischen. Ist dieses Gleichgewicht aufgehoben durch die Uebermacht der englischen Seemacht: so wird die Pforte gezwungen, ihre Allianz mit der englischen zu verwechseln. Dieses Prinzip befolgt ebenfalls jetzt die Pforte mit Oesterreich; denn da sie keine Diversion von der preussischen Macht unter den jezigen Umständen zu erwarten hat, so schließt sie sich an die österreichische Monarchie mit Vortheil an. Diese neue Allianz wird der Politik manche besondere Resultate gewähren.

Sapientiae est, opportuno tempore tacere.

Obgleich Frankreich und Preußen mit einander im Kriege gewesen, so bleibt eigentlich Preußen doch sein natürlicher Allirter. Preußen kann in gewissen sich zu ereignenden Vorfällen Frankreich großen Vortheil gewähren, und so verhält sich auch Rußland zu Preußen, indem ersteres in gewissen Verhältnissen, doch gewiß große Dienstleistung von Preußen erwarten kann.

Daß die preußische Monarchie von Seiten Frankreichs und von Seiten Rußlands alle mögliche Hülfleistung erhalten wird, um Kräfte zu sammeln, und eine gute Armee wieder zu erhalten, ist aus dem jetzigen politischen Verhältniß allerdings diesem Staat vorherzusagen. Der Leser wird mich hier der Mühe überheben, die Ursachen anzugeben, zumal da der politische Darsteller bey unsern Zeiten Menagement und Delikatesse nicht aus dem Augenpunkt verlieren darf.

Die neuern Ereignisse in Spanien haben viele politische Pläne zertrümmert, aber auch eben so viele neue erschaffen.

Nach den Grundsätzen einer gesunden Politik dürften die nordischen Staaten nicht allein einen Off- und Defensivbund, sondern eine Erbverbrüderung auf ewige Zeiten bey dem jetzigen Meeresdespotismus der Engländer unter sich errichten. Nur dieser Verein kann den Engländern den größten Trost bieten.

Ueber das Verhältniß Deutschlands (letztern Namen wünscht man politischer Weise von der einen Seite mit dem Namen Rhein-

bund = Staaten zu vertauschen: Möchten ihn aber doch die deutschen Fürsten, nachdem die nördlichen Fürsten hinzugetreten sind, den deutschen Bund nennen!) und das Verhältniß Italiens, wird mir erlaubt seyn, zu einem gelegnern Zeitpunkt zu sprechen.

VII.

Ueber den gewesenen preußischen Staatsminister von Stein.

Von Madrid aus ist bekanntlich Herr von Stein durch einen kaiserl. Armee = Befehl für vogelfrey und aller seiner Güter, sowohl in Frankreich als in den Ländern des Rheinbundes, für verlustig erklärt worden. Ploßlich, nachdem man am 5ten Januar dieses Jahres in Berlin den französischen Moniteur, der den kaiserl. Armee = Befehl vom 16ten December v. J. gegen ihn enthielt, gelesen hatte, verschwand Herr von Stein in der Nacht vom 5ten zum 6ten aus Berlin, wo er privatisirte, und begab sich nach Wien. Jetzt versichert man, er habe sich in Triest eingeschifft und nach England begeben.

Dieser noch vor kurzem so gefeyerte und gepriesene Mann ist jetzt ein Gegenstand des allgemeinen Hasses geworden. Die Einführung der Tresorscheine wird ihm zur Last gelegt.

Hier sind einige, ihm betreffende, biographische Notizen.

Freiherr von und zu Stein, geboren im Monat October 1757 in Nassau an der Lahn, stammt von einer der ältesten deutschen Familien ab, da sie Urkunden vom Jahr 1000 besitzt. Sein Vater war Ritterrath des Cantons Mittel-Rhein, der erste protestantische churmainz. Kammerherr und nachher Geheimerrath. Unter seinen mütterlichen Vorfahren findet man mehrere Generale und Geheimerräthe in der von Gemmingschen Familie.

Freiherr von Stein gieng 1772, im 16ten Jahre, nach Göttingen, um die Rechte zu studieren, setzte diese Bahn 1776 in Wezlar unter dem Geheimerrath Hoffmann, des Kammergerichtsprozesses wegen, dann in Regensburg, der Rechtsgeschäfte halber, und endlich in Wien beym Reichshofrath fort. Nach dem bairischen Erbfolgekrieg trat er als Kammerherr und Bergrath in preussische

Dienste, und Friedrich der Zweite hielt es nicht unter seiner Würde, deswegen an seine Mutter, eine sehr geistreiche und kluge Frau, zu schreiben.

Im Jahr 1784 erschien er als Gesandter zu Aschaffenburg, und Karl Joseph, Churfürst von Mainz, trat zum Fürstenbunde. Von nun an war er ganz Finanzier. Als Oberbergrath zu Schwelm in der Mark verdankt ihm dieses Land seine Chaussée. Nachher dirigirte er als Kammer-Direktor die westphälisch-preussischen Provinzen, ersetzte den Minister von Heintz, verfertigte die famösen Tresorscheine, und verließ 1806 seinen Posten, um später als Premierminister zu erscheinen. Sein Brief an den Fürsten von Saxe-Wittgenstein und die Folgen davon sind bekannt.

Sein ältester Bruder war königlich-preussischer Oberst, Hofjägermeister und Gesandter am Mainzer Hofe, und starb zu Anspach. Der zweite vertheidigte ruhmvoll drey Wochen lang die Veteranhöhle mit 1000 Mann gegen 24000 Türken und starb 1789 zu Gran. Seine älteste Schwester war die Gattin des chursächsischen Geheimenraths,

Grafen von Werthern, ehemaligen sächsischen Gesandten zu Madrid. Die jüngste heirathete den Oberschenk von Steinberg, hannoverschen Gesandten zu Mainz und nachher Staatsminister. Sein vierter Bruder, in badenschen Diensten, verschwand im J. 1792.

VIII.

Etwas über die Spanier.

(Aus dem Französischen des Herrn Massias, Offizier der kaisert. Armee.)

Die spanischen Weiber scheinen von einer andern Nation zu seyn, als die Männer: sie gehören zusammen, wie Venus und Vulkan.

Die Spanierinnen haben jene frische Farbe nicht, die die Weiber im Norden be-
 lebt. Ihre großen schwarzen Augen, in denen tiefe Leidenschaft glüht, strahlen siegreich über die blassen Rosen ihrer Wangen herab, und dieses giebt ihnen ein rührend schwachtendes Wesen. Glücklich der Geliebte, der diese Rosen mit lieblicher Scham-

röthe sich färben sieht, oder mit der Wärme einer aufstrebenden Sehnsucht.

Bescheiden hat die Natur ihnen jene Schätze zugetheilt, die Tasso so lüstern beschreibt: *mostra il bel petto le nevi ignude*, etc.

Ihr edler, stolzer, kühner Gang hat etwas besonders Reizendes und Entzückendes. So gieng Venus einher, wenn sie ihre göttliche Hoheit durch ihren Gang zeigen wollte; da hingegen die italienische *Disinvoltura* nur einer Kammerzofe gut steht.

Ihre Laune ist gut, lebhaft, fröhlich; ihr Charakter groß und edelmüthig.

Ihr Gemüth ist voll tiefen Gefühls: sie lieben in wahren Ernste; ihr Wahlspruch heißt: ein Herz und eine Liebe; sie sind standhaft. Ganze Tage lang lauren sie hinter ihren Jalousien, um den Geliebten vorbegehn zu sehen; sie sehen ihn — und sind glücklich.

Wenn sie einmal verheirathet sind, so sind sie nicht mehr so ängstlich treu; sie müssen neben dem Gemahl noch einen Freund haben. — Eine Italienerin ist schwerer zu befriedigen.

Dieser Freund ist nicht ganz der italienische Cicisbeo, der oft ein bloßes Hausgeräth zum Staate ist; der Cortejo ist ein nützliches Hausgeräth. Die Wissenschaft unserer Cavalieri Serventi ist bald ausgelernt, sagte mir eine Dame zu Perugia; wenn sie nur wissen, uns die Hand zu geben, wenn wir die Treppe heraufsteigen; unsere Wärmpfannen zu tragen, und sie uns, wenn es kalt ist, unter die Füße zu schieben.

Man findet in Spanien wenig Weiber von ausgesuchter Erziehung: sie verstehen beynahe nichts, als zu lieben.

Ich möchte, sagte einer meiner Freunde zu mir, eine Engländerin zur Frau, eine Französin zur Freundin, eine Italienerin zur Sängerin und eine Spanierin zur Geliebten haben. — Mein Freund war ungerecht gegen die Italienerinnen. In jeder Stadt Italiens findet man Weiber, die es mit den gebildetesten Französinen aufnehmen können. Freylich aus der Platonischen Liebe machen sie sich nicht viel. Vorik wollte, wie man sagt, nach Italien reisen. — Armer Vorik, du hättest weniger Weiber gefunden, die mit dir in Gesellschaft eine

empfindsame Reise gemacht hätten! — Warum gienst du nicht nach Spanien?

Die Spanier sind groß, hager, blaß und schwächlich. Wenn einer von ihnen eine lebhaftere und frischere Farbe hat, so sagt man, er habe ein französisches Gesicht.

Der spanische Stolz ist nicht die rechte Benennung. Ihr Tragen des Kopfes, ihre Manieren, ihr Gang zeichnen sich durch ein gewisses Gefühl der Hoheit aus, das ihnen der Ruhm ihrer Vorfahren eingepflanzt hat.

Der Aberglaube setzt sie in Bewegung; die Unwissenheit macht sie blind: Wehe dem, der es wagen würde, nicht an die Wunder zu glauben, welche die Bilder der heiligen Jungfrau in Spanien verrichten!

Unter ihren Mänteln, die sie immer und immer tragen, nehmen sie Gebärden an, wodurch sie auf das abentheuerlichste in Verlegenheit kommen, wenn es ihnen einfällt, an einem Festtage sich mit langem Degen und im schwarzen Kleide sehen zu lassen.

Der Spanier ist eifersüchtig; seine Liebe, sein Haß, seine Verachtung gehen bis zur Wuth. Das Messer, welches er immer bey sich führt, ist die gewöhnliche Waffe der

Eifersucht, bisweilen vertritt es die Stelle der Gerechtigkeit, und durch den Schrecken, den es einflößt, beschützt es oft den Schwächsten gegen die Beleidigungen des Stärksten. Die Rache frisch das Gedächtniß auf, und ein Messerstich rächt oft eine vor zwanzig Jahren empfangene Beleidigung.

Wenn man einen Spanier mit einem Messer, dessen Schneide so dünne wie eine Nadel und anderthalb Fuß lang ist, kaum Fingerdicke Tobaksstangen verschneiden sieht, so entsteht natürlicher Weise der Gedanke, daß man, um zwey Händchen voll Tobak zu schneiden, weder so lange noch so spitzige Messerklingen nöthig habe.

Die Kleidung unterscheidet die spanische Nation von andern Nationen Europens. Der Mantel ist die andere Haut der Spanier, die sie weder im Sommer noch im Winter abziehen. Die Leichtigkeit, mit der sie ihn tragen, öffnen, enthüllen, über die Schulter werfen, hat etwas Unnachahmliches.

Kinder von acht Jahren, die uns unter unsern Mänteln versteckt sahen, schrien: Seht da die Franzosen!

Der Scharlachrothe Mantel macht einen großen Theil des öffentlichen Luxus aus.

Die *Montera*, die Kopfbedeckung der Spanier, ist eine Art von Kopfsputz, die weder gegen die Sonne noch gegen den Regen schützt, und die wir ohne Lachen nie probiren konnten. Die beyden Quästen an den obern Enden stellen die befiederten Hörner einer Dogenmütze nicht übel vor. Ich bilde mir ein, daß irgend eine boshafte Spanierin diesen symbolischen Zierrath werde dazu gefügt haben, um sich an ihrem eifersüchtigen und betrogenen Manne zu rächen.

Die Weiber können ohne den schwarzen Rock und die Mantille nicht öffentlich erscheinen.

Die Mantille ist nach den Jahreszeiten ein längliches Stück von Zeug oder Mousselline, das ihnen den Kopf, die Schultern und die Seiten bedeckt und auf der Brust kreuzweise über einander geht. Mit Hülfe dieses beweglichen Schleiers vervielfältigt eine Spanierin ihre Reize, bedeckt oder verhüllt ihr Gesicht, und verbirgt die Mängel. Zärtlich blickt sie einen Gegenstand durch die Spitzen an, die auf ihre Augen

fallen. Ihre Hände werden müde und lassen die Mantille gehen, die sie zusammen hielten, und man erblickt einen hübschen Busen, oder vielmehr das Halstuch, das ihn ängstlich verhüllt. Auf einmal nimmt sie sich zusammen, hebt geschickt den unbequemen Schleier auf, flieht davon, und läßt die zierlichen Formen eines schlanken Wuchses sehen, den ein nettes Leibchen bezeichnet.

Sie gehen nicht anders aus, als in weißseidenen Strümpfen und neuen, oder beynähe neuen Schuhen. Die Mädchen gehen gewöhnlich mit einer alten Frau, die sich am Ende erweichen läßt und ihre verhasste Aufseherrolle mit der einer Vertrauten vertauscht. Die jungen Weiber gehen mit jungen Weibern, die in Spanien einander lieben, und in ihren Liebeshändeln behülflich sind. Die Matrone geht mit ernsthafter Miene daher, und hat einen großen Rosenkranz in den Händen, dessen Kreuz ihr bis unter das Knie herabhängt.

Es ist ihnen erlaubt, auf ihren Balkonen in farbigen Kleidern zu erscheinen. Ihre zurückgekämmten, und mitten auf dem Kopfe mit einem Bande zusammengeknüpften,

Haare machen ihren einzigen Kopfsputz aus. — Unsre Landsmänninnen richten sich zu Grunde, um entweder ihre Häßlichkeit zu verschönern, oder ihre Schönheit zu verderben.

IX.

Politische Neuigkeiten.

Aus Spanien.

Am 22sten Januar hielt der König Joseph Napoleon, unter dem Läuten aller Glocken und dem Donner der Kanonen seinen Einzug in Madrid. Er saß zu Pferde. Alle Grandes von Spanien, der Rath von Indien &c. begleiteten ihn. Der Zulauf des Volks war außerordentlich groß und das Volk äußerte seine Freude durch unaufhörliche Akklamationen. Der Zug gieng durch mehrere Straßen nach der Kirche Saint-Isidore, wo die gesammte Geistlichkeit Se. Majestät empfing und ihn nach dem Thron führte. Der Weih-Bischof hielt eine passende Anrede an Se. Majestät, welche folgendes erwiederten:

„Ehe ich dem höchsten Schiedsrichter der

Schicksale für die Rückkehr in die Hauptstadt dieses Reichs danke, welches meiner Sorge anvertrauet ist, will ich die liebevolle Aufnahme ihrer Einwohner erwidern, indem ich meine geheimsten Gedanken zu den Füßen desselben allerhöchsten Gottes erkläre, der euren Eid der Treue gegen meine Person erhielt. Ich betheure also vor Gott, der alle Herzen kennt, daß bloß meine Pflicht und mein Gewissen, und keine besond're Leidenschaft mich zum Throne führen. Ich bin bereit, mein Glück aufzuopfern, weil ich glaube, daß ihr mich nöthig habt, um das eurige zu machen. Die Einheit unsrer heiligen Religion, die Unabhängigkeit der Monarchie, die Integrität ihres Gebiets und die Freiheit ihrer Bürger sind die Bedingungen des Eides, den ich gethan habe, indem ich die Krone erhielt. Sie wird auf meinem Haupte nicht unbedeutender werden, und wenn, wie ich nicht zweifle, die Wünsche der Nation, die Bemühungen ihres Königs unterstützen, so werde ich der Glücklichste von allen seyn, weil ihr selbst glücklich seyn werdet."

Diese Worte bewirkten in den Herzen

eine tiefe Nührung, die sich von allen Seiten zu erkennen gab.

Der König war in der Kirche auf dem Thron von allen hohen Staatsbeamten umgeben, Nach der Messe ward ein feyerliches Te Deum gesungen. Als er wieder in dem Pallast ankam, ertönte wieder eine Salve von 100 Kanonenschüssen. Die Häuser der Partikuliers waren mit Tapeten etc. geziert. Des Nachts war, so wie die zwey folgenden Nächte, die Stadt allgemein erleuchtet.

Der König hat an die Erzbischöfe und Bischöfe folgendes Circulair erlassen:

Don Joseph Napoleon, von Gottes Gnaden und durch die Constitutionen des Staats, König von Spanien und Indien.

Nach der Rückkunft in hiesiger Hauptstadt, ist es unsre erste Sorge und Pflicht gewesen, Uns zu den Füßen des Allmächtigen niederzuwerfen, der über Kronen gebietet. Wir haben ihm das Opfer Unserer Existenz für das Wohl der braven Nation dargeboten, die er Unserer Sorgfalt anvertraut hat. In dieser einzigen Absicht, die

Unsern liebsten Gedanken so sehr entspricht, haben wir unsre demüthigsten Bitten an ihn gerichtet. Was ist ein Individuum in der ungeheuern Bevölkerung der Erde? Was ist es in den Augen des Ewigen? Er allein kennt und erforscht die Absichten der Menschen und verfügt über ihre Erhebung. Derjenige, der das Wohl seines Gleichen aufrichtig will, dient Gott und seine allmächtige Güte schützt ihn. Dem zufolge wünschen Wir, daß ihr die Gebete der Gläubigen leitet, welche die Vorsehung euch anvertraut hat. Laßt uns alle Gott bitten, daß er seinen Geist des Friedens und der Wahrheit auf Uns herabsende. Laßt uns Leidenenschaften abschwören und uns bloß mit den Gesinnungen beschäftigen, wozu das allgemeine Wohl der Monarchie auffordert. Möge die Ausübung des Gottesdienstes, möge Ruhe und Glück auf die Zwietracht und Unordnungen folgen. Laßt uns den Höchsten für die Siege danken, die er den Heeren Unseres Durchl. Bruders und mächtigen Allirten, des Kaisers der Franzosen, gnädigst verliehen hat, der, indem er unsre Rechte mit seiner Macht unterstützte, bloß die Ab-

sicht hatte, Spanien einen langen, auf dessen Unabhängigkeit gegründeten Frieden zu verschaffen.

Die französischen Armeen werden die spanischen Provinzen räumen, nach Maafgabe, wie die Ruhe in selbige zurückgekehrt und wie sie sich um den Thron vereinigen.

Unser Wille ist, daß alle Pfarrer Eurer Diocese am ersten Sonntage nach Empfange gegenwärtigen Schreibens ein feyerliches Te Deum singen.

Gegeben in Unserm Pallast zu Madrid, den 24sten Januar.

(Unterz.) Ich, der König.

Der Minister Staats-Sekretair

Sr. Majestät,

(Unterz.) M. L. d'Urquijo.

Der König besucht täglich die öffentlichen Etablissements dieser Hauptstadt. Am 26sten begab er sich nach dem großen Hospital, welches er in einem guten Zustande fand. Als er in den Saal kam, worin sich die in der Affaire von Ucles verwundeten spanischen Offiziers befanden, ward er mit Enthusiasmus empfangen. Alle beeiferten sich, Sr. Majestät den Eid der Treue

zu schwören, und bat ihn, in seine Dienste aufgenommen zu werden, um ihm auf dem Schlachtfelde ihre Dankbarkeit für den Besuch zu bezeugen, womit er sie auf dem Krankenlager beehrte. Der König, der von dem Kriegsminister begleitet war, befahl, diese Offiziers sogleich anzustellen.

Aus Konstantinopel.

Am 5ten Januar ist der Friede zwischen der hohen Pforte und Großbritannien, in den Dardanellen, durch den englischen Bothschafter, Sir Robert Adair, und Hakkî Effendi unterzeichnet worden. Die sämtlichen Häfen des ottomanischen Reichs stehen demnach der englischen Schiffahrt wieder offen. Diese wichtige Nachricht ist auch bereits nach allen großen Handelsplätzen des osmanischen Reichs in Europa, Asien und Afrika abgegangen, und man sieht in den Hauptplätzen der Levante einem großen Umschwunge des Commerzes und der Preise der wichtigsten Artikel entgegen.

Aus Rußland.

In Archangel ist der Handel, im Vergleich mit dem Commerz andrer russischen

Häfen, voriges Jahr ziemlich beträchtlich gewesen, und mehrere Artikel stiegen sehr im Preise. Von andern Waaren haben sich hier große Vorräthe gehäuft. Unter andern liegen jetzt hier 500,000 Pud Barren-Eisen, 60,000 Tschewert Weizen, 30,000 Pud Lichter, 500,000 Matten, 30,000 Pud Thran, 80,000 Tonnen Thran, 12,000 Tschewert Leinsaat &c.

Die Anzahl der im Jahre 1808 von Archangel abgegangenen Schiffe betrug 125, worunter 81 nach Norwegen, 12 nach Holland, 11 nach Amerika, 8 nach Tönning, 3 nach Emden, 4 nach Antwerpen, 3 nach Bremen, eines nach Lissabon &c.

In Petersburg sind große Vorräthe von Flachß, Hanf und Lalg; allein wenn nicht eine freye Schiffahrt gegen das Frühjahr Statt hat, so ist zu erwarten, daß die russischen Produkte noch mehr im Preise fallen werden.

Voriges Jahr sind in Petersburg durch den Ladoga-Kanal folgende Produkte und Waaren aus Rußland gebracht worden: Roggenmehl für 6 Millionen 737,068 Rubel, Hanf für 7 Millionen 24,090 Rubel,

Salz für 7 Millionen 345,476 Rubel, Ra-
viar für 71,700 Rubel, Krebse 290,000
Stück, Hühner = Eyer 20 Millionen 658,500
Stück für 495,684 Rubel. Die ganze Ein-
fuhr betrua 50 Millionen 262 62 Rubel.

Nordisches Archiv.

Monat März 1809.

I.

Ueber die Nicht-Existenz eines Verhängnisses zur Beredlung der Menschheit durch Staatsumwälzungen von C. G. Ahnert.

(B e s c h l u ß.)

Wollte man die durch so viele Tapferkeit von Seiten der Franzosen errungene Vergrößerung ihres Reichs, und die dadurch erreichte Höhe ihrer politischen Macht, zu einem eigenen Kapitel der Menschenberedlung machen, so würde man mit aller So-

phistery die Begriffe: Tapferkeit, politische Macht und Beredlung nicht zu gleichbedeutenden Ausdrücken machen können. Ein Kriegsheer, das in seinem Vaterlande alle Gräuel der Verwüstung sieht; das von den ersten und nothwendigsten Bedürfnissen, sogar von den Mitteln zum Lebens-Unterhalt und von den ersten Kleidungsstücken entblößt ist und gegen das Ausland geführt wird, wo, in der Sprache der Bibel zu reden, Milch und Honig fließt, wird eben so wüthend um die Befriedigung seiner Bedürfnisse und für die Lüsterheit seiner Begierden kämpfen, als die in der Wüste gebornen und erzogenen Hebräer unter dem verschmitzten Josua gegen die Völker kämpften, deren Gebiet so schöne Weintrauben lieferte, davon sie schon durch Kaleb einen Vorschmack erhalten hatten. Daß gegen die Wuth eines solchen Volks, das wohlgeordentste Heer, wovon aber der Soldat täglich nur achtzehn Pfennige, und bey dem geringsten Versehen tüchtige Stockprügel bekommt, wenig vermag, hat die Geschichte bestätigt. Eben dies war auch der Fall mit den Heeren des Dschingis-Chan

und des berühmten Alexanders von Macedonien, welcher auf die Fragen: wie er sein Kriegsheer unterhalten und besolden könnte? antwortete: auf Unkosten seiner Feinde; wenn es aber geschlagen werde? so brauche es keinen Unterhalt und keinen Sold mehr.

Ist aber auch ein edleres Volk aus den Ruinen aller ehemaligen großen Reiche in Asien und selbst in Europa hervorgegangen? — Man durchlaufe mit seinem Geiste die ganze Länge Asiens, von der chinesischen Mauer bis an das rothe Meer, und die ganze Breite vom kaspischen Meere bis zum persischen Meerbusen; man betrachte die heutigen Völker in Afrika, die auf dem Staube der ehemahligen Aegyptier, Karthaginenser und Numidier ihr Wesen treiben, und man vergleiche das ehemahlige Griechenland mit seinem gegenwärtigen Zustande, und man wird bey dem Anblick dieser Völker, welche eben erst dem rohen Stoffe der Natur entschlüpft zu seyn scheinen, eher auf die Gedanken gerathen: daß in Vergleichung mit der kleinen Anzahl kultivirter Nationen auf dem Erdball, die Veredlung der Menschheit mehr in der Ab- als Zunahme sey.

Einen unumstößlichen und unwidersprechlichen Beweis von der Nichtigkeit eines Verhängnisses zur Veredlung der Menschheit durch Staatsumwälzungen giebt uns die chinesische Staatsverfassung, deren Ursprung sich in die Nacht der Zeiten verliert; denn schon in den ersten Zeiten der Phönizier, und noch ehe Griechenland sich aus der Barbarey erhob und jenen Gipfel der Hoheit erreichte, die in ihren Werken unwillkührlich in Bewunderung und Entzücken versetzen, war China in seinen Sitten das, was es noch heut zu Tage ist. Man betrachte aber die tiefe Staatsweisheit, welche dieses Reich seit Jahrtausenden, so weit nur die schriftlichen Denkmäler reichen, beherrscht, so wird man sich vollkommen von dem unerschütterlichen Grunde seiner Dauerhaftigkeit Rechenschaft geben können, und das vermeinte Verhängniß, welches den Umsturz der Reiche von Ewigkeit her bestimmt haben soll, wird als ein leeres Hirngespinnst verschwinden, welches der Stolz, die Trägheit und Muthlosigkeit der Menschen zum Deckmantel ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Unthätigkeit erdichtet haben, damit sie, in

dem sie die Gebrechen des Staats einem ewigen Verhängnisse zuschreiben, ihre eigenen Verbrechen entschuldigen können.

Wo hat es aber eine Staatsverfassung jemals gegeben, und wo giebt es noch eine, in welcher durch ausdrückliche Gesetze und mit so vieler Strenge über die Reinigkeit der Sitten gewacht wird? Wo das Band zwischen Ehegatten und zwischen Eltern und Kinder fester und heiliger, die Ehrerbietung der Jugend gegen das Alter unverletzlicher, die Ehrfurcht und der Gehorsam gegen die Gesetze größer, und die Ausübung der Gerechtigkeit, unpartheyischer und unabweichlicher wäre als in China? — Hier in diesem ungeheuern Reiche, welches an 200 Millionen Menschen zählt, herrscht gleichwohl bey der unglaublichen Thätigkeit in allen Nahrungszweigen, selbst bey der öftern Hungersnoth, eine bewundernswürdige Ordnung als ein Beweis der vortreflichsten Polizeyanstalten. Aber bey der Besetzung aller Aemter, von dem eines Fisang, oder Aufsehers über zehn Familien, an bis zu dem Posten des ersten Mandarin, gilt keine Empfehlung und keine Protektion als nur Ge-

lehrsamkeit, unbescholtne Sitten, Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe und unbezweifelte Tugenden; und dieses sind die unzerreißlichen Bande, welche diesen ungeheuern Staatskörper seit Jahrtausenden fest halten und ihn zum politischen Wunder der Erde machen.

Gleichwohl ist dieses Reich von bösen Regenten nicht verschont geblieben, und hat durch die Streitigkeiten der Dynastien mehrere heftige Erschütterungen erfahren, da es zu zwey verschiedenen malen von den Tataren erobert ward. Aber dies ist die Macht und der Triumph der Weisheit, daß selbst Barbaren ihr huldigen und sich unter ihre Gesetze beugen, indem diese Eroberer nicht nur ihre Gesetze, ihre Sitten und ihre Regierungsform ließen, sondern sich selbst darnach bequemten.

Dieses mit allen Geschenken der Natur gesegnete Reich, in welchem Fabriken und Manufakturen aller Art bey einem großen Handelsgeiste blühen, und wo der Ackerbau als die Quelle des Lebens-Unterhalts eine so hohe Kultur erreicht hat, aber auch nirgends so hoch in Ehren gehalten wird als hier, entkräftet zugleich die Behauptung:

daß mit der Erweiterung der menschlichen Kenntnisse auch die Sittenlosigkeit überhand nehme, und daß daher die höchste Kultur der Wissenschaften mit der größten Sittenlosigkeit gleichen Schritt halte, wodurch der unumgängliche, von keiner menschlichen Gewalt zu verhindern mögliche Verfall und endlicher Umsturz der Reiche erfolgen müsse. Wenn aber diese Behauptung gegründet wäre, so wäre die Vernunft, welche den Menschen den so einzig erhabensten Vorzug über alle Geschöpfe giebt, das unglücklichste Geschenk, welches der Schöpfer der Natur ihm nur immer in seinem Zorne hätte ertheilen können. Aber Dank sey es dem großen Schutzgeiste der Menschheit! daß eben diese Vernunft dazu dient, die Wahrheit zu unterscheiden, und daß eben diese Vernunft das einzige Mittel ist, welches den Menschen, bey dem wichtigsten Gebrauch derselben, nur auf die höchste Stufe der Beredlung zu setzen vermag, welcher er bey dem Bande zwischen Seele und Körper auf diesem Planeten nur immer fähig seyn kann.

Da es unleugbar ist, daß nicht jede

Kenntniß den Menschen veredelt, weil es Kenntnisse giebt, die, wie viele körperliche Fähigkeiten, die Würde der Menschheit mehr schänden als ehren, so können nur solche Kenntnisse oder Wissenschaften den menschlichen Geist veredeln, welche ihm die höchstmögliche Summe der Wahrheiten erkennbar machen, und die ihm also deutliche Begriffe von der größten Zahl der Erscheinungen im Weltall gewähren, wovon er den edelsten Gebrauch zum Glücke der Menschheit zu machen sich bestrebt, welches die einzige wahre Bestimmung und die höchstmögliche Stufe der Veredlung der Menschheit ist.

Der edelste Sterbliche wird also immer derjenige seyn, welcher im Besitze der größten Summe der Kenntnisse ist, durch deren Anwendung er näher oder entfernter die Wohlfahrt der Menschen zu befördern und zu vermehren sucht: so wie im Gegentheile der unedelste oder ein schlechter Mensch derjenige ist, welcher seine Geschicklichkeit bloß zur Befriedigung seiner Begierden anwendet, woraus endlich in der Stufenfolge der Lasterhafte und der Bösewicht entsteht. Der geringste Handwerker oder Tagearbeiter, der

das ihm verliehene Maaß von Erkenntnissen zum nützlichen Dienste seiner Mitbürger braucht, und dadurch selbst den Lebens-Unterhalt für sich und seine Familie gewinnt; der die Pflichten als Bürger eines Vaterlandes, als Mensch und Hausvater erfüllt, ist daher ein weit edlerer Mensch als ein erster Staatsminister, der seine großen Kenntnisse zur Befriedigung seines Ehr- und Geldgeizes, zur Sättigung seiner Nachsucht und Wollüste, und zum Betrüge seines Herrn und des Vaterlandes braucht.

Wenn bey einer großen Kultur der Wissenschaften, oder welches das nämliche sagen will: bey einer von einer großen Summe der Erfahrungen und Wahrheiten erleuchteten Vernunft, eine große Sittenlosigkeit oder ein großer lasterhafter Mißbrauch dieser Erkenntnisse herrscht; so kann der letztre Fall eben so wenig eine natürliche Folge des erstern seyn, als der erstre seine Entstehung dem letztern kann zu verdanken haben. Wenn wir kein Laster kennen würden, so könnten wir freylich auch nicht wissen, was Tugend sey; und wenn wir alle gleich tugendhaft wären, so hätten wir vielleicht keinen Be-

griff von dem Laster. Allein diesen Schluß können wir nicht von der Sittenlosigkeit auf die Kultur der Wissenschaften machen, weil auch nicht eine einzige Wissenschaft ihre Kultur der Sittenlosigkeit wirklich zu verdanken hat.

Der Dichter nimmt seine Ideen und Bilder aus der reinen heiligen Natur, die vorher sein Herz erwärmte und an deren Busen sein Dichter-Genie sich entwickelte. Je mehr Seligkeit ihm seine Empfindungen geben, desto edlere Produkte wird sein Geist liefern. Daher kann der erste Dichter-Geist in der Welt nimmermehr von der Sittenverderbnis erweckt und gebildet worden seyn, sondern einzig und allein von dem Anblicke der Symmetrie, der Schönheit und der Harmonie, die durch seine offene heitere Sinne tief in seine, edler und stärker Eindrücke fähige, Seele drangen. Er kann aber, wenn er Laune und Anlage zum Spott hat, ein Juvenal, Horaz und Swift werden, um durch die Sittenverderbnis nicht die Dichtkunst zu kultiviren, sondern seine Mitbürger zu bessern. Dies wird aber auch nur dann der Fall seyn, wenn sein Ge-

schmack schon gereinigt ist und Wiß und Phantasie ihre gehörige edle Bildung und Reife erlangt haben, widrigenfalls eine Carrikatur der menschlichen Seele, als die Sittenverderbniß ist, nur grobe Pasquille zum Vorschein bringen wird. Eben dies ist der Fall bey der Malerey und Bildhauerkunst, die nur durch die Pflege und Erziehung der Schönheit gedeihen.

Dem Mathematiker in dem ganzen Umfang seiner Wissenschaften liegt die höchste Tugend und die größte Sittenlosigkeit außer seinem Wege, und der spekulative und praktische Philosoph, der Gottesgelehrte, der Arzt und Jurist widmeten ihr Leben dem Nachdenken über die Eigenschaften und Fähigkeiten der menschlichen Seele, über den Grund der Erscheinungen in der Natur, über die Existenz eines großen Geistes und Urhebers der Schöpfung, und über die physischen und moralischen Gebrechen der Menschheit, ehe noch eine Sittenverderbniß eintreten konnte. Wir müssen eine gerechte Linie zwischen den natürlichen Gebrechen der Menschheit und zwischen der Sittenlosigkeit ziehen; denn so wie diese letztere immer von

der Unweisheit und Indolenz derjenigen ein Zeugniß giebt, welche am Ruder des Staats sitzen, so ist die Zerbrechlichkeit des menschlichen Körpers, so wie die ganze Kraft der Seele, die in ihrer Thätigkeit so sehr von dem Körper abhängt, ein Geschöpf der Natur und gehört als ein eignes Glied in die große Kette der Ursachen, welche nach dem Plane der Schöpfung nicht anders als ihren Elementen gemäß wirken können.

Um aber zu beweisen, daß die höhere Kultur der Wissenschaften in keiner Verbindung mit der Sittenlosigkeit stehe, und also auch keine Beziehung auf den Verfall und Umsturz der Reiche habe, müssen wir auf den Ursprung aller Wissenschaften und Künste zurückgehen, welcher 1) in den natürlichen Gebrechen der Menschheit und ihren Bedürfnissen, 2) in der größern Thätigkeit und 3) in dem höhern Lebens = Genuße seinen Grund hat.

Wenn das erste Lied, welches dem Dichter aus der Seele strömte, im Gefühl seiner Nichtigkeit ein Gesang auf die Größe und Güte Gottes, und über die Schönheit der Natur war, so war der Hausvater,

welcher seine Familie regierte und ihren Verletzungen und Krankheiten abzuhelfen suchte, der erste Arzt und Jurist, so wie ein jeder denkende Mensch, selbst im rohen Stande der Natur, die ersten philosophischen Fragen über seinen Ursprung, über die Entstehung der Welt und über den Urheber aller Dinge thun mußte.

Allein dieser Stand der Kindheit verschwand, als die bürgerlichen Gesellschaften und mit ihnen eine große Mannigfaltigkeit der Gewerbe entstanden, und der gegenseitige Verkehr durch die Dazwischenkunft der edlen Metalle erleichtert ward; denn da hierdurch die allgemeine Thätigkeit und die Anstrengung aller Kräfte sich vermehrte, weil ein jeder an den Erwerb dieser Metalle, als den Tauschwerth aller Genüsse, Antheil haben wollte, so widmete sich der zu tiefen Nachforschungen und zu höhern Kenntnissen fähige und der sich dazu bestimmt fühlende Theil den Wissenschaften und Künsten, um nach den Resultaten ihres Geistes den physischen und moralischen Gebrechen abzuhelfen, oder die Seele, durch Darstellung schöner Formen, zu vergnügen und da

durch ebenfalls einen Antheil an den höhern Lebens= Genüssen zu erlangen.

Vermöge dieser gegenseitigen Hülfsleistung, wo eines Theils die Künste und Wissenschaften durch ihre Entdeckungen allen Nahrungs= zweigen einen immer höhern Grad der Vollkommenheit und des Ertrags verschafften, und durch ihren Unterricht zugleich den Verstand aufklärten, und den Geist des Volks von den Fesseln der Vorurtheile befreieten; andern Theils die vermehrten Reichthümer, welche aus der großen Lebhaftigkeit und Leichtigkeit flossen, die in dem Landbaue und in der ganzen Industrie herrschten, selbst die Künste und Wissenschaften wieder unterstützten: so ward dieser Genuß, welchen diese Reichthümer gewährten, selbst der Erfinder einer höhern Bequemlichkeit des Lebens, eines größern Aufwands in Wohnungen, in Kleidungen und der Tafel, den wir Luxus nennen.

Es ist aber kein Gegenstand in dem ganzen wissenschaftlichen Gebiete, welcher mehr mißverstanden, unrichtiger erklärt, und für und wider welchen so viel gestritten worden wäre, als eben dieser Luxus, wovon aber

die Ursache ohnstreitig in der Verschiedenheit der Staatsverfassungen liegt, welche den Luxus zu einem relativen Begriff machen, indem er mit der Glückseligkeit des einen Volks unzertrennlich zusammenhängt, indefs ein andres Volk unumgänglich zu Grunde gehen muß.

Einem nach Verhältniß seines Territoriums vollständig bevölkerten Staate, in welchem alle Nahrungsweige bis zum höchsten Betrage kultivirt sind, ist dieser größte Aufwand, oder dieser sogenannte Luxus, in dem nämlichen Grade zu der allgemeinen Wohlfahrt unentbehrlich, als das Gegentheil davon ein öffentliches Unglück seyn würde; denn da die Reichthümer, nach Verschiedenheit der Erwerbsweige und der persönlichen Vorzüge, in der einen Hand sich mehr anhäufen als in der andern, so würde bey einer gleichen häuslicherischen Lebensart derjenige Theil des Volks gänzlich an den Bettelstab gebracht werden, welcher es nicht in seiner Gewalt hat, theils wegen mangelnden Eigenthums an Grund und Boden, theils wegen fehlenden Geistesgaben zu irgend einem reicher lohnenden Gewerbe sich

eines bessern Auskommens zu versichern, sondern seine Lebensbedürfnisse mittelst derjenigen Dienste bestreiten kann, die ihm der größte Aufwand der Reichen anbietet. Wenn hingegen ein armes, vorzüglich Ackerbau treibendes Volk, unter welchem die Produkte des Kunstfleisses noch nicht die Schönheit und Feinheit der ausländischen erhalten haben, und unter welchem also eine verhältnißmäßige Gleichheit der Güter herrscht, einen größern Aufwand machen würde, als ihre Erwerbquellen verstaten würden; so würde ein solches Volk bald nicht mehr die ersten erforderlichen Ausgaben, welche zur Betreibung ihrer Geschäfte nöthig sind, besitzen, wodurch dann der Verfall des ganzen Nahrungsstandes erfolgen müßte.

Wie leicht aber die Grenzen des Luxus in solchen Reichen durchbrochen werden, wo er einem wohlthätigen Regen gleich, welcher nach einem heißen Sommertage die Felder wieder erquickt, und statt dessen Schwelgerey und Sittenlosigkeit wie ein Wolkenbruch mit zerstörender Gewalt das Land überströmen, sobald die Staatsverwaltung selbst in

Indolenz versunken ist, hat die Geschichte aller Zeiten bestätigt.

Man vergleiche das chinesische Reich mit jedem andern, welches zu seiner Zeit eine glänzende Rolle spielte und wieder von der Erde verschwand, daß auch von einigen sogar die Spuren ihrer ehemaligen Hauptstadt nicht mehr zu finden sind; man studiere die Gesetzgebung der Athenienser und ihre ganze Staats-Ordnung, und vergleiche sie mit dem Staatssystem der Römer; jenes Heldenvolks, welches die Unterwürfigkeit unter die, einen so ausgezeichneten Geist der Größe athmenden, Gesetze auf den höchsten Gipfel der irdischen Macht und Glückseligkeit erhob, und deren Tugenden ihre Hauptstadt zur Hauptstadt der Welt machten: und man wird finden, daß nicht ein von Ewigkeit her bestimmtes Verhängniß die chinesische Staatsverfassung Jahrtausende hindurch bis zum heutigen Tage unverletzt erhalten, und dagegen die Römer von dem Gipfel ihrer Hoheit in Staub gestürzt habe, sondern man wird finden, daß in China, vermöge der Weisheit und Stärke seiner politischen und moralischen Maxi-

men, auch der kleinste Schritt zu ihrer Verletzung, selbst von den höchsten Reichs-Behörden, unmöglich gemacht ist, ohne daß er nicht schleunigst zur öffentlichen Verbreitung gelangen und die unabwweichlich-gesetzliche Bestrafung erhalten sollte. Da indessen in Rom nach und nach das Ansehen und die Macht der Gesetze fielen, die Aemter und Ehrenstellen, die nur dem Verdienste gebühren, an den Meistbietenden verkauft wurden, die sich dann durch alle Arten von Ungechtigkeiten und Erpressungen für den bezahlten Kaufpreis ihres Posten wieder Schadlos hielten, und zuletzt unter diesem ganz verdorbenen Volke einige der reichsten Bürger, die sich durch königlichen Aufwand einen großen Anhang verschaffen konnten, selbst nach der Oberherrschaft strebten, bürgerliche Kriege entzündeten, und der Glückliche und Genievollste unter ihnen endlich aus den ehemaligen freyen, tapfern und tugendhaften Römern elende Sklaven einer Reihe blutgieriger despotischer Ungeheuer machte, die den Namen der Römer zum Schimpfnamen erniedrigten, (weil diese Römer auch keinen bessern Monarchen werth

waren) daß es folglich ausländischen barbarischen Heeren leicht ward, ihre ganze Staatsverfassung zu zertrümmern.

So lange die Staats-Administration selbst nicht in dem Strome der Laster schwimmt, sondern mit Energie die Zügel hält, so lange wird selbst das dem größten Luxus und der Schwelgerey ergebene Volk sich unter die Macht der Gesetze beugen, und ohngeachtet der christlichen Religion, welche eine so reine mit dem Glücke der Menschheit so unzertrennlich verbundene Moral lehrt, können wir doch die Beispiele hiervon in unserm heutigen Europa finden. Allein sobald die Laster selbst diejenigen beherrschen, welche an der Spitze des Staats stehen, so muß sich eine solche Verfassung hauptsächlich aus dem Grunde ihrer Vernichtung nähern, weil sie in diesem Falle zugleich den ganzen National-Charakter vernichtet, auf welchem ihre Staatsordnung und ihre Gesetzgebung gegründet ist, und wovon die natürliche Folge wieder diese ist: daß selbst der Nationalgeist verlöscht und ein Volk, das keine Vaterlandsliebe mehr kennt, selbst in der Mitte seiner Hauptstadt ohne Vaterland ist.

II.

Aus dem Briefe eines Reisenden.

(Geschrieben 1808.)

— — Den 28sten July kamen wir früh in Troitz an. Ein schönes Kloster. Schon der äußere Anblick desselben, den sein hoher Glockenthurm und die vergoldeten Kuppeln erhöhen, flößt Achtung ein, um so mehr, da der Beobachter hier an die Schutzwehr von Moskwa und an die großen Vertheidiger dieser heiligen Stätte und des Vaterlandes erinnert wird.

Wir waren in allen Kirchen des Klosters. In der großen Hauptkirche, welche der Uspenskischen Kathedralkirche in Moskwa gleicht, sahen wir unter andern die Grabmäler der Königin Marfa Wolodimezrowna, einer russischen Prinzessin, Gemalin des dänischen Prinzen Magnus, Titulair Königs von Liefland, und ihrer Prinzessin Ewdofia. Außerhalb der Kirche die Ruhstätte des Zaren Boris Feodorowitsch Godunow, seiner Gemalin, seines Prinzen Feodor und der Prinzessin Esenia. Sie liegen neben einander in einem einfachen klei-

nen Häuschen von Stein, dessen Dach von Eisenblech ist; an der hintern Seite dieses Gebäudes, etwas über der Erde, befinden sich vier alte russische Inschriften. Auf dem Hofe an der Kirche sind mehrere, theils merkwürdige, theils weniger merkwürdige Leichensteine.

Hierauf besahen wir den Obelisk mit den vier Inschriften aus der Geschichte des Klosters; den Speisesaal der Mönche; den prächtigen silbernen Sarg des heiligen Sergii in einer besondern Kapelle; in einer andern von sehr alter Bauart die heilige Quelle, aus welcher wir sehr klares Wasser tranken; und zuletzt den Klosterschatz.

Die Schatzkammer zeigte uns der Archimandrit. Man wird von dem großen Reichtum des Klosters fast geblendet. Die Pracht der Messgewänder, der Bischofmützen, der goldnen und silbernen Gefäße und Kreuze übertrifft die Erwartung. Alles glänzt von Gold, Edelsteinen und Perlen. Viele Bischofmützen, Ornate und Messgewänder sind mit Perlen fast ganz bedeckt, welche Buchstaben, und diese wiederum ganze Gebete mit den zarischen vollständigen Namen

und Titeln, welche sie geschenkt, bilden. Viele Altardecken und Priesterkleidungen sind von den Zarinne[n], Kaiserinne[n] und Prinzesse[n]n eigenhändig gestickt; die neueren Sachen und besonders diejenigen, welche unter dem gegenwärtigen Metropolit[en] Platon dem Kloster zugefallen, oder unter seiner besondern Anleitung verfertigt worden, zeichnen sich durch ihren guten Geschmack aus. Merkwürdig sind die eigenthümlichen Kleidungsstücke des Zaren Iwan Wassiljewitsch des Strengen und anderer; hauptsächlich aber einige alte Manuscripte von geistlichen Büchern auf Pergament; das Gewand des heiligen Sergii; sein Tischgeräthe von Holz, welches in einer Schale, einigen Tellern und einem alten Becher besteht; so wie seine Schuhe, welche mit ihm selbst 30 Jahre in der Erde gelegen haben. *) Es ist auffallend, daß seine Schuhe jetzt noch stark nach Leder riechen, wenn anders sie nicht von Zeit zu Zeit mit Del getränkt werden. Man zeigte uns auch ein ganz regelmäßiges, schwarzes Kreuz in einem geschliffenen Steine von

*) Sergii starb 1391.

hellbrauner Farbe, welches natürlich seyn soll. Die übrigen Naturspiele, welche Kreuzfixen und andern Dingen ähnlich scheinen, sind, sehr wahrscheinlich, Produkte der Natur, oder, wenn man will, einer versuchenden Plastik. Man verzeihe den erklärenden Pleonasmus!

Von hier begaben wir uns nach Bethanien, dem Sitz des Metropolitens Platon. Wir sahen ihn im Gehölze mit seiner Nichte und einem Geistlichen spazieren; er hatte einen großen Strohhut auf dem Kopfe. Zwei Kinder aus unserer Gesellschaft näherten sich ihm mit ihren Bedienten, er herzte die Kinder und ließ uns durch den Bedienten sagen, daß wir ungehindert alles besehen könnten.

Die Kirche in Bethanien ist wegen ihrer innern Einrichtung die erste in Rußland, und macht dem Geschmack des Metropolitens viel Ehre. Sie ist von äußerster Simplicität und nur sparsam mit Bildern geziert. Am Chor, welches um die ganze Kirche geht und eine länglich runde Figur hat, hängen Heiligenbilder, oder vielmehr Portraits von tugendhaften gelehrten und

heiligen Männern. Der Hintergrund der Kirche oder das Allerheiligste, welches entweder auf die Verkörperung Christi, oder auch auf den Delberg Bezug haben soll, ist eine überaus glückliche Idee des würdigen Prälaten. Das Ganze stellt einen steilen, hin und wieder hemoosten, Fels vor; ein in denselben gehauener Fußtritt, mit einem schwachen Geländer von Baumzweigen, führt auf den Gipfel, welchen wir sogleich bestiegen. Oben ist ein kleiner geschmackvoller Tempel mit einigen Verzierungen und den entbehrlichsten Kirchenbildern, wovon das eine auf Perlenmutter ein Geschenk aus Jerusalem ist. Ueber dem Tempel ist eine goldne Krone, aus welcher goldne Kornähren wie ein schöner Federbusch hervorragen. In der That eine glückliche Idee! Wer denkt sich nicht beim Anblick dieses Felsens in einem der Gottheit geweihten Tempel; an den steilen Pfad der Tugend und an die Belohnung, welche des Ueberwinders oben harret? Ganz unten am Fuße des Felsens ist an der einen Seite eine kleine Kapelle mit dem hölzernen Sarge des heiligen Sergii, aus dem Troizkischen Kloster, und an

der andern eine verschlossene Thür, welche, wie es heißt, den einstmaligen Ruheort des Metropolitens verbirgt. In der Mitte ist das Allerheiligste oder der Altar. Die Kirche wird von oben erhellt, und jedes Fenster hat, außer den gewöhnlichen Fensterscheiben, vier gefärbte, sie sind: gelb, roth, blau und grün, welches, bei dem Schein der Sonne, eine eigene Wirkung in Bezug auf Beleuchtung der Gegenstände macht. *)

Des Metropolitens Wohnzimmer sind nicht prächtig und befinden sich im zweiten Stock, eines nicht ansehnlichen Gebäudes unweit der Kirche. Der edle, einfache Geschmack des Besitzers ist auch hier nicht zu verkennen. Die ziemlich vollzählige Sammlung von

*) Platon hat in Göttingen studirt. Er hat mehrere Gegenden bereist. Sollte der, bis zum Begeistern erhabne Eindruck der gemalten Fenster in den gothischen Kirchen, besonders der Rosen über den Hauptthüren im Strasburger Münster und im Dom zu Eöln, ihm nicht zu dieser Idee Veranlassung gegeben haben? Ich schweige von der Delikatesse, weil er die Grundsätze der lateinischen Kirche vermieden hat. Und wäre es nicht? — nun, so war der Gedanke eines Platon würdig.

Gemälden ist sorgfältig gewählt. Platons Bildniß findet man in jedem Zimmer, doch überall von verschiedenen Meistern, nur vermist man mit Bedauern hier das von Gutenbrun. Die Thüre des Schlafgemachs, welche verschlossen war, bedeckt von außen ein großer Spiegel. Die Aussicht von dem Balkon des Hauses ist vortreflich, so wie die ganze Gegend äußerst reizend ist. Vor dem Hause befindet sich eine Pyramide mit Inschriften, welche auf die Anwesenheit des Kaisers Paul in Bethanien, und auf die Erhebung dieses Landsitzes zu einem Kloster Bezug haben. — —

Die ganze Gegend umher ist paradiesfisch! — Der Vereslawische See, an welchem die kleine Stadt Vereslaw Saleskoi liegt, ist durch ein heiliges Andenken gesegnet. Peter der Große legte auf ihn den Grund zur russischen Schiffahrt! Häufig besuchte er den Ort, und es befindet sich noch ein Haus hier, das er bewohnte. Selbst Ueberbleibsel der ersten Anfänge des russischen Seewesens sind hier zu sehen. Wahrlich ein heiliger Standpunkt, von der Natur verschö-

nerk, um zu ihm, als dankbares Kind des Vaterlandes, zu wallfahrten!

Die vielen Klöster und Kirchen geben der Stadt ein schönes Ansehen, aber an guten Privathäusern ist sie sehr arm. Man sieht sehr wenige steinerne Häuser. Mönche und Nonnen sind besser logirt als der thätige und weit nützlichere Bürger, und vielleicht gar auf Kosten des letzteren; jedoch sollen bei der Stadt drei Leinwand-Manufakturen seyn. — — Der von uns besuchte Theil des Wladimirschen Gouvernements scheint Mangel an Wasser zu leiden, indem wir nirgends Wassermühlen, wohl aber mehrere kleine Windmühlen mit sechs Flügeln erblickten. — —

Nachdem wir im Dorfe Dernicki zu Mittag gehungert hatten und das Dorf Ljubilowa passirt waren, öffnete unsern Augen sich ein neues reizendes Schauspiel, denn wir erblickten vor uns, in einem fruchtbaren Thale, die glückliche Landschaft des Jaroslawschen Gouvernements. Wir konnten zwei Städte, Petrowsk und Kostow, und mehr als dreißig Ortschaften, Klöster und Kirchen unterscheiden. Von der Höhe des

Kirchthums muß der Anblick noch reichhaltiger seyn. Alles spricht laut den Wohlstand dieser Gegend aus.

Petrowst ist sehr bedeutend; Kostow aber, an seinem reizenden See gelegen, größer und schöner als Pereslawl. Die meisten seiner vielen und steinernen Häuser sind nicht befaßt, gewinnen aber, da die Ziegel ein höheres und schöneres Roth, als in Moskwa haben, auch ohne Puz, ein sehr gutes Aussehen. Die Hauptkirche, ein altes, ehrwürdiges Gebäude, ist in jeder Rücksicht sehenswerth. Sie ward unter dem Großfürsten Andrei Jurgewitsch Bajoljubskoi 1162 erbaut, und ist seit der Einführung der christlichen Religion in Rußland die zweite, welche erbaut wurde. Man sieht hier viele prächtige Särge Kostowscher Bischöfe. In der Kirche, der heiligen Anna geweiht, im Jakowlewtschen Kloster, ruhen, in einem silbernen Sarge, die Gebeine des, durch seine Tugenden berühmten und als Schriftsteller geehrten, während der Regierung der Kaiserin Elisabeth 1757 kanonisirten Metropolitens von Kostow, Dmitri (starb 1709).

Seine irdischen Ueberreste sind noch sehr gut erhalten. — —

Jaroslawl ist, nach den beiden Hauptstädten, gewiß eine der wichtigsten und größten im Reiche. Sie hat viele große und schöne steinerne Häuser, unter welchen sich die Kronsgebäude und die im Viereck gebauten Bauden sehr auszeichnen. Die Straßen sind breit und die alten Klöster und Kirchen geben der Stadt eine gewisse Mannigfaltigkeit, welche gar nicht mißfällt. Wer gedenkt hier nicht der Demidowschen Schulanstalt, die in jeder Rücksicht, so wie das neue Schulgebäude, neben der Hauptkirche, ganz des edlen Stifters würdig sind. Ebenso sehr ist der Aufmerksamkeit jedes Reisenden, die drei Werste von der Stadt gelegene berühmte Jakowlewsche Leinwand- und Papier-Manufaktur werth. Die meisten Fabrikengebäude sind von Stein; es arbeiten in denselben gegen 1500 Menschen, von denen einige wohlhabend sind und sehr bequeme, eigene Häuser haben. Die Leinwand-Manufaktur liefert auf Damastart gewebte Tischtücher und Servietten, flämische Leinwand und andere Zeuge in Men-

ge, welche in den mehrsten Städten, und besonders in Moskwa, in eigenen Buden nebst dem Papiere verkauft werden. Der Stifter dieser Fabrike hieß: Iwan Maximowitsch Satrapesnoi, und der gewöhnliche gestreifte Zeug aus derselben wird immer nach seinem Namen genannt. Dieser merkwürdige Mann ist in der Kirche, die zu den Fabrikengebäuden gehört, begraben, und man erblickt gleich beim Eingange sein Epithaphium *) in Erz gegraben. — —

*) Hier liegt der Leib des Gründers dieser Jaroslawischen Manufaktur, Rathes und Manufaktur-Direktors Iwan Maksimowitsch Satrapesnoi, welcher Anno Christi 1695, den 22sten Mai, geboren wurde. Der Ort, an welchem er diese große Manufaktur aufgeführt hat, war vorhin ein unwegsamer Morast, seinen weisen und rastlosen Bemühungen verdankt er die verschiedenen Teiche und Kanäle, auch diese heilige Kirche. Er war der erste, welcher die Leinwand-Manufaktur und verschiedene andere Fabriken, zum Nutzen und Ruhm des Reichs, zuerst in Rußland einführte, und welcher mancherlei neue und curieuse Sachen erfand, die niemals jemand vor ihm verfertigte. Für seine rastlose, den Nutzen des Reichs so sehr befördernde Mühe

Fast auf dem nemlichen Wege kehrte ich endlich nach Moskwa wieder zurück, höchst-zufrieden mit meiner Reise, denn außer den angenehmsten Genüssen, die sie mir gewährt hatte, fühlte ich mich durch dieselbe, nach meiner Krankheit, auf das kräftigste gestärkt und erquickt. — —

S — — n.

III.

Cromwell.

Ein historischer Versuch.

Cromwell, oder vielmehr Olivier Cromwell (wie ihn die Geschichte nennt,

waltung ist er von Ihro Kaiserl. Majestäten be-
 lohnt und mit dem Kollegienraths-Rang beehrt
 worden. Alle seine Zeitgenossen und Bekannten
 bezeugen einstimmig und gewissenhaft, daß die-
 ser weise und geschickte Stifter der Manufaktur
 auch zugleich ein frommer, rechtgläubiger und
 wohlgesitteter Mann gewesen sey. Er verließ
 das Zeitliche den 8ten September 1741. Gott
 und seine Heiligen wollen seiner Seele anädig seyn
 (eigentlich aber: mögen seine Seele beruhigen).
 Ist wörtlich übersetzt.

um ihn von andern Männern dieses Namens zu unterscheiden), ward in England zu Huntingdon, in der Grafschaft Glamorgan, im Jahre 1603 an eben dem Tage, wie einige glauben, geboren, an welchem die Königin Elisabeth starb. Zu Cambridge und Oxford, und nachher auch zwey Jahre zu Padua widmete er sich mit auszeichnendem Fleiße und Fortgange den Wissenschaften. Besonders schenkte er der Gottesgelahrtheit, der Staatsflugheit und Geschichtskunde seine Aufmerksamkeit; denn auf Rechtswissenschaft hielt er äußerst wenig, ja, was noch merkwürdiger ist, er hielt diesen Theil der Gelehrsamkeit sogar für eine dem Staate schädliche, oder doch unnütze Sache. In Sprachenkenntnissen war er sehr beschränkt, denn außer der Muttersprache konnte er nur noch ein wenig fehlerhaftes Latein reden. So sehr haßte sein feuervoller Geist die lästigen Fesseln des langsamen, und nur zu oft geistlosen Sprachenstudiums! —

Noch auffallender und bedeutender als diese Gleichgültigkeit gegen Sprachkenntniß, ist seine frühe lebhafteste Abneigung gegen den König und die ganze Stuartische

Familie. Denn so oft er in seinen Studienjahren zu Oxford, und dieses geschah doch bisweilen, öffentliche Proben seiner Beredsamkeit gab, war er allezeit, wenn er von dem Könige, oder dem königlichen Hause überhaupt zu reden kam, mit Lobsprüchen gegen selbe ungemein sparsam, und vermied mit ängstlicher Delikatesse das Wort *Monarch*. Wer damals das volle Zutrauen des jungen Cromwells besessen, und mit beobachtendem, philosophischem Scharfblicke, in dessen offenes sich allmählig entwickelndes Gemüth gesehen hätte, der hätte auch schon damals, mit Rücksicht auf die Denkart seiner Zeit, und auf die Lage der englischen Nation und Regierung, den künftigen fürchterlichen Cromwell, wenn nicht gewiß, doch sehr zuverlässig vorhersagen können: denn die Natur verräth schon früh, besonders bey außerordentlichen Menschen, für welchen Platz sie selbe in der Welt bestimmt, und zu welchen Unternehmungen sie sie mit Thatkraft ausgerüstet habe.

Nachdem Cromwell seine Studien geendet hatte, begab er sich nach London, um da seinen Kenntnissen Anwendung, und seinem

Ehrgeize einen entsprechenden Wirkungskreis zu verschaffen. Es gelang ihm auch bald, sich König Jakob dem Ersten, der damals auf dem englischen Throne saß, durch seine Gelehrsamkeit und Einsicht zu empfehlen, und seine Gewogenheit in so hohem Grade sich zu erwerben, daß er auf dessen Fürsprache von der Universität zu Cambridge als Doktor der Gottesgelahrtheit anerkannt ward. Doch leider! war das schmeichelhafte Glück dieser königlichen Huld nur von kurzer Dauer: denn nicht lange darnach starb Jakob der Erste, und mit ihm manche schimmernde Hoffnung des ruhmdürstigen Cromwells! —

Karl der Erste, welcher in der Regierung folgte, schien Cromwelln nicht der Mann zu seyn, bey welchem er sein Glück machen könnte, und der Gedanke, daß er aus dem Hause Stuart, welches er haßte, abstammte, benahm ihm sogar den Willen, sein Glück bey ihm und durch ihn zu machen. Hierzu kam noch der Verdruß, welchen er aus vorgefaßten statistischen Grundsätzen über Karls Verhehlung mit Henriette von Frankreich, als einer aus-

ländischen Prinzessin, schöpfte. Er entschloß sich also, im Kriege und als Soldat zu erkämpfen, was er bey Hofe als Staatsmann zu erreichen bezweifelte, und begab sich zu dem Herzoge von Buckingham, der eben zu dieser Zeit, die Stadt Rochelle zu entsetzen, den Auftrag hatte. Und hier war es, wo Cromwell mit muthvoller Hand die ersten Lorbeeren pflückte.

Aber auch da setzte eine schwache wankende Gesundheit seinem emporstrebenden Geiste ein neues unbefiegbares Hinderniß entgegen, und zwang ihn, die geliebten Gefilde der Schlacht und des Sieges wieder mit Londons verhaßten Mauern zu vertauschen. So führet das bildende Schicksal den künftigen thatenreichen Mann, der zu großen Unternehmungen bestimmt ist, durch mannigfaltige und mühsame, aber genau abgemessene Labyrinth von Verhältnissen, Geschäften und Widerständen, um jede Kraft seines Geistes nach Erforderniß zu entwickeln, ohne sie zu verzehren.

Sobald seine Gesundheit wieder hergestellt war, gieng er mit dem englischen Ambassadeur nach Frankreich über; hier berei-

cherte er sich mit neuen Kenntnissen, und mit der Hochachtung der gelehrtesten Männer, worunter auch Cardinal Richelieu sich befand. Doch er selbst mußte von diesem Manne nicht die vorthéilhafteste Meinung gefaßt haben; denn als er nach England wieder zurückgekommen war, verfertigte er ein Buch, worin er die Streitigkeiten und häufigen Staatskniffe, welche Marie von Medicis und der Cardinal gegen einander geführt haben, ohne aller jener Behutsamkeit, mit der man geschätzte Männer sonst so gern zu behandeln pflegt, herverzählte; auch zugleich davon Gelegenheit nahm, alle ehelichen Verbindungen überhaupt zu mißbilligen, in welche sich Regenten mit auswärtigen Prinzessinnen einließen.

Wie weit nun Cromwell hierin Recht oder nicht Recht gehabt habe, mögen andere entscheiden; ich bemerke indeß nur dieses, daß der Mann, der über Könige und ihre Heirathen so strenge dachte, zuletzt selbst eine eheliche Verbindung eingieng, die wenig nach seinem Geschmacke war. Freilich konnte ihn das mächtige Wort einer geliebten Mutter, welche ihm dazu gerathen hatte, die Neigung

seines Herzens, und die Kraft seiner Grundsätze besieget, und ihn zur Verbindung mit einem Mädchen bewogen haben, welches er, als ein warmer Freund des vielvermögenden Goldes, aus eigenem Antriebe nimmer gewählt haben würde: aber handeln denn Könige bey ihrer ehelichen Verbindung mit größerer Freiheit, als Cromwell bey der seinen gehandelt hat? Ist nicht das Beste der Völker, die sie beherrschen, für die Neigungen ihres Herzens eben das, was der Wunsch einer geliebten Mutter für Cromwelln gewesen? und verdienen daher diese großen Unglücklichen, die nur zu oft ein Opfer des allgemeinen Bestens werden, statt einer unbedachtsamen und kühnen Rüge, nicht vielmehr die Thräne des Mitleids und des heißesten Dankes?

Cromwell heirathete also einer guten Mutter zu gefallen, und, wie die Geschichte erzählt, um den gefahrvollen Verirrungen eines Triebes zu entgehen, dessen beschwerliche Anfechtungen er bereits während seines Aufenthaltes in Paris erfahren hatte: und er würde durch diese Heirath glücklich geworden seyn, oder sich doch dafür gehalten ha-

ben, hätte ihm seine Gemahlin nur durch ein großes Vermögen den Prunk einer schimmernden Haushaltung, ansehnliche Freunde, und einen vielbefassenden Einfluß in die Verwaltung des Staates verschaffen können; aber da sie dieses nicht konnte, so konnte auch er es von seinem Herzen nicht erhalten, sie mit wahrer Zärtlichkeit und nach dem Werthe ihrer übrigen vielen vortrefflichen Eigenschaften zu lieben. Indes suchte er sich für das Mißvergnügen über eine fehlgeschlagene Verbindung durch die Unnehmlichkeiten der Wissenschaften zu entschädigen; und so mußte denn selbst eine unglückliche Ehe nur dazu dienen, seinen ohnehin schwermüthigen Geist noch mehr zu verdüstern, und seinen Reizungen jene fürchterliche Stärke zu geben, womit er nachher Karls Thron erschüttert hat. Warum führte das Schicksal ihm nicht eine geliebtere oder doch reichere Gattin, wie er sie wünschte, in die Arme? Vielleicht hätte die Allmacht der zauberischen Liebe, und der Reiz des Wohllebens seinen unbändigen Ehrgeiz und seinen Haß gegen Stuarts Nachkommen entwaffnet? Vielleicht hätten diese verderblichen Leidenschaften, genährt und

geschmeichelt durch den Besitz des mächtigen Goldes, noch ehe die Nation durch Partheigeist und Zwietracht zu Empörungen vorbereitet war, in unzeitigen und fruchtlosen Bemühungen sich erschöpft! —

Cromwell's Geist war nicht von der Art jener kleinen Seelen, die schon ein oder der andere mißlungene Versuch darniederschlägt, und zu allen weitern Unternehmungen unfähig macht, er wuchs vielmehr gleich einem Strome mit jedem neuen Widerstande an Gewandtheit und Innigkeit der Kräfte, und wirkte jedesmal nachher nur um so feuriger nach dem fern ausgesteckten Ziele hin. Hatte gleich die Liebe seinem Ehrgeize die gewünschten Vortheile des Glückes nicht gebracht, so fehlte es ihm doch nicht an Mitteln und an Muth, auf einem andern Wege seinen Hauptzweck zu verfolgen. Er machte sich mit Wilhelm, Bischof von Lincoln, der bey dem Könige sehr viel vermochte, bekannt, und suchte sich anfangs durch dessen Ansehen, und durch eine strenge und eingezogene Lebensweise, ein geistliches Amt zu verschaffen; gieng aber nachher, als hierin der Erfolg seinen Wünschen und Bemühungen nicht schnell ge-

nug entsprach, noch einmal unter die Fahne des Krieges, unter welcher er schon einst mit Ruhme gedient hatte. In den benachbarten Niederlanden wüthete eben damals die Flamme der Zwietracht; Cromwell schiffte sich also dahin ein, genoß in Leiden, wo er sich den Winter über aufhielt, wegen seiner seltenen Kenntnisse, besonders in der Theologie, den Umgang und den ungetheilten Beifall der größten Gelehrten, und erfocht in dem zunächst folgenden Feldzuge mit gleich hohem Muthe und Glücke neue rühmliche Lorbeern.

Als der Feldzug geendet war, kehrte er mit Ehre geschmücket wieder nach London zurück, und weihte sich nun ganz der Freundschaft des mächtigen Bischofes von Lincoln. Es zeigte sich auch bald eine schöne Gelegenheit, wodurch er seinen Eifer für ihn, und überhaupt seine Talente und vortreflichen theologischen Kenntnisse an den Tag legen konnte. Die heftigen Streitigkeiten, welche zu eben dieser Zeit wegen der schottländischen Liturgie ausgebrochen waren, und allenthalben Feindseligkeit und Unruhe verbreiteten, forderten eine strenge Aufmerksamkeit der

Regierung und schnelle thätige Schlichtung. Der König übergab die Sache zur Aufsicht und Leitung dem Bischof Wilhelm, und dieser nahm sich Cromwells als Sekretair zur Seite. Und Cromwells Sachkenntniß und Fleiß entsprach den Erwartungen seines Gönners, und den Forderungen der Regierung so sehr, daß man ihn zuletzt sogar, als man die Sache bald und rein abgethan wünschte, mit der Vollmacht und dem Ansehen eines Kommissairs eigends nach Schottland schickte. Auch da rechtfertigte der Erfolg das schmeichelhafte Vertrauen dieser wichtigen Sendung vollkommen. — Wie glücklich wäre nun Cromwell beym frohen Bewußtseyn edler Gemeinnützigkeit, und beym süßen Genusse des Ruhmes und der königlichen Huld gewesen, wenn er durch kluge Mäßigung und bescheidene Genügsamkeit das Feuer seiner Leidenschaften hätte mildern können! — Aber Mäßigung und stille bescheidene Genügsamkeit waren seine Sache nicht; seine große kraftvolle Seele fühlte zu sehr das Bedürfniß einer weitumfassenden Thätigkeit, als daß sie sich bey dem ermüdenden Einerley eines kleinen Wirkungskreises hätte beruhigen können.

Bischof Wilhelm, sein Mäzen und sein Freund, wurde Erzbischof zu York, und bekam nicht lange darnach mit dem Erzbischofe von Canterbury einen heftigen Streit. Cromwell nahm die Parthey seines Freundes mit der ganzen Hitze seines Karakters, und erbitterte dadurch dessen Gegner so sehr, daß er auf seine Anklage bey dem Könige, als ein gefährlicher Puritaner, sich ohne Verzug vom Hofe entfernen mußte. Von nun an war Cromwells Haß gegen den König und den Erzbischof von Canterbury ohne Grenzen; und er äußerte ihn offenbar allenthalben und durch mancherley Schriften.

Zum Unglücke brachen bald nach diesem Vorfalle Uneinigkeiten zwischen dem Könige und dem Parlamente aus. Cromwell war, wie leicht zu vermuthen, hierbey nicht müßiger Zuschauer; denn die Gelegenheit, seine Nachsicht und seinen grenzenlosen Ehrgeiz in vollem Maaße zu befriedigen, war zu günstig, als daß er sie ungenüßt hätte vorübergehen lassen können. Im Jahre 1640 erschien er als Abgeordneter der Stadt Cambridge im Parlamente, und erwarb sich daselbst, ungeachtet seiner Schwäche in der Be-

redsamkeit, durch seine warme und feste Anhänglichkeit an das Unterhaus, das Zutrauen und die Achtung der Gemeinen. Man kannte seine außerordentlichen Geistesgaben und seinen männlichen thätigen Muth zu gut, das Andenken seiner neuerlichen rühmlichen Thaten in den Niederlanden und in Schottland war zu neu, sein Haß gegen den König und sein Durst nach Ehre zu erprobt, als daß man in einem so kritischen Zeitpunkte, da es mehr auf Thaten, als auf Worte ankam, seinen Beytritt und seine Mitwirkung aus kleinlicher Rücksicht auf sein rednerisches Unvermögen zurückgesetzt hätte. Man übertrug ihm daher gleich anfangs bey der Armee, die wider den König zu Felde zog, eine Majorsstelle, und in der Folge auch größere Würden; seine Tapferkeit und sein kluger Muth bey allen auch den gefährlichsten Unternehmungen war sonder Gleichen. Besonders aber auszeichnend und merkwürdig war jener kühne und glücklich ausgeführte Versuch, sich durch die Armee des Königes, der Hull belagerte, mit noch eils anderen durchzuschlagen und in die beängstigte Festung zu bringen. Der Lohn für diese beyspiellose

Heldenthat war die Stelle eines Generalleutenants unter dem Kommando Manchester's, der eines der drey Kriegsheere des Parlaments anführte. Cromwell war fast bey allen Treffen dieses Heeres zugegen, und betrug sich überall auf eine Art, die ihm das Zutrauen seiner Parthey behauptete, die Zufriedenheit und den Beyfall seiner Vorgesetzten gewann, und selbst die Achtung des gemeinen Soldaten erwarb.

Unter dem Generale Fairfax, zu dessen Armee er nach der Zeit von Manchester's Kriegsheere kam, war er vollends die Haupttriebfeder und die Seele aller Unternehmungen, so sehr hatte er den Willen seines Befehlshabers durch die Uebermacht des Geistes gefesselt; dagegen bekam dieser nie Ursache, darüber unzufrieden zu werden, denn Tapferkeit und Glück wichen nie von Cromwells Seite. In der Schlacht bey Naseby im Jahre 1645 kommandirte Cromwell den rechten Flügel — die Erbitterung der streitenden Partheyen war auf das Aeußerste getrieben, und das Gefecht äußerst hartnäckig und blutig, — schon wich der linke Flügel der Parlamentsarmee von dem rechten Flü-

gel der königlichen übermannnt aus seinen Linien, schon suchte er sich, verfolgt von seinen Siegern, durch die Flucht zu retten, als Cromwell unbeflegbar und unwiderstehlich wie ein Donnersturm von des Feindes linken Flügel, den er bereits über den Haufen geworfen hatte, auch auf dessen Mittelpunkt hereindrang und auch über diesen, obgleich mit Gefahr seines Lebens, einen entscheidenden Sieg erfocht. Cromwells Gegenwart gab also hier, wie in vielen andern darauffolgenden Schlachten und Belagerungen, der Macht des Parlaments das Uebergewicht, und König Karl fühlte nur zu bald, welchen gefährlichen Gegner er sich an ihm gemacht habe.

Die Verwirrung wurde nun in England mit jedem Tage ärger. Die Wuth der Leidenschaften und des Partheygeistes mit jedem Tage allgemeiner und ausschweifender. So lange es noch ungewiß war, auf welche Seite der Kämpfenden der Sieg sich neigen würde, blieb mancher friedliebender Bürger ein stiller unthätiger Zuschauer. Die Furcht, vom Wirbel des Aufruhrs verschlungen zu werden, der Hang zur Gemächlichkeit und

zum Wohlleben, die Entfernung vom Schauplatze der Unruhe und oft Unwissenheit der Dinge, die da vorgiengen, waren Hindernisse genug, die sich der schnellen Verbreitung des Aufruhrs anfangs entgegen setzten: aber nun, da die königliche Parthey im ungleichen Kampfe zu wiederholtenmalen unterlag, und das Ansehen des Parlamentes immer höher stieg, da Liebe zum alten hergebrachten Gange der Dinge von der einen Seite, und heißes Verlangen nach Neuerungen auf der andern, da Hoffnung und Furcht, Ehrgeiz und Stolz, Feindschaft und Haß die Gemüther in Bewegung setzten, allen Begriffen einen schnelleren Umlauf, und allen Gegenständen andere Gestalten gaben, nun wäre es wahrlich Wunder gewesen, wenn die Gährung und Unordnung nicht allgemein geworden wäre; um so mehr, da zu den erwähnten Ursachen auch noch religiöser Schwärmgeist hinzukam, der den Werth der Meinungen und Handlungen nur nach dem Bezuge auf seine Phantome maß, nichtsbedeutende Kleinigkeiten durch den Gedanken an Gott und an Ewigkeit zu abentheuerlichen Größen erhöhte, die Aufrichtigkeit der

Eugend und der Gottesverehrung nur in einen Alles verkehrenden und Alles verzehrenden Feureifer setzte. Ein Presbyterianer, oder ein Independent zu heißen, war schon hinreichend, tausend Dolche wider sich gezückt und tausend Dolche für sich bereit zu machen. Cromwell trat der neuen Sekte der Independenten bey, ob sie gleich, als die jüngst entstandene, im Parlamente bey weitem die schwächere war. Der König und die meisten Glieder des Oberhauses waren Presbyterianer, die Glieder des Unterhauses aber und die Gemeinen der Armee meistens Independenten — Grund genug für Cromwelln ein Independent zu werden! —

Der erste Vortheil, welchen Cromwell aus dem Fanatismus und Sektiergeiste seiner Mitbürger zog, war die Entfernung verschiedener presbyterianischer, für seinen selbstsüchtigen Plan wenig zuverlässiger Offiziere und Gemeinen von der Armee. Zwar wollten die Presbyterianer, um an ihm und seiner Parthey sich zu rächen, ein Gleiches thun, und einen Theil seiner Truppen nach Irland schicken und die übrigen gar entlassen; aber Cromwells lügenhafte Verschlagenheit

und des gemeinen Soldaten argwöhnische Leichtgläubigkeit vereitelten die Ausführung dieses Vorhabens. Cromwell machte den Soldaten glauben, man wolle sie nur nach Irland schicken, um der Sorge für ihren weitem Unterhalt und der Bezahlung des ihnen noch rückständigen Soldes überhoben zu seyn, und um ihre Vorliebe für ihren Anführer, und den Independentismus durch Mangel und einen elenden Hungerstode zu bestrafen.

Solche fürchterliche Vorspiegelungen, und von einem so allgemein geschätzten Befehlshaber mit herzlich rührender Theilnahme vorgetragen, konnten die gewünschte Wirkung nicht verfehlen. Cromwell war von nun an in den Augen jedes gemeinen Mannes bey der Armee nicht nur wie bisher bloß ihr General und tapferer ruhmwürdiger Anführer, er war auch theilnehmender Waffenbruder und zärtlicher fürsorgender Vater. Es gesellte sich also von nun zu dem gewohnten blinden militairischen Gehorsame, und zu der tiefen Achtung für seine vielen rühmlichen Heldenthaten auch noch das süße, mächtige Gefühl der Liebe und

des Vertrauens. Das Band zwischen ihm und seinen Truppen wurde durch eben den Versuch, durch welchen es getrennt werden sollte, nur um so fester geschlungen.

Auf sein Anrathen wurde nun aus der Armee ein Rath gebildet, dessen Glieder man Agitateurs nannte, und deren Amt es war, die Beschwernisse der Armee zu Papier zu bringen, dann durch ihn dem Parlamente vorlegen, und zur Berichtigung empfehlen zu lassen. Er übergab sie auch und empfahl sie, aber man achtete nicht darauf, (denn die größte Parthey im Parlamente war presbyterianisch gesinnet) und man blieb bey dem einmal gefaßten Entschlusse der Auseinanderlassung der Truppen; ja man trug jetzt sogar auf Cromwells Gefangennehmung selbst an. Kaum aber erfuhr dieser den gefährvollen Anschlag auf seine Freiheit und sein Leben, als er aus London entfloh, um in der Mitte seiner treuen tapferen Krieger Sicherheit zu suchen, und er fand sie. Denn auf sein Zureden verbanden sie sich durch ein feierliches einstimmiges Versprechen, von ihren Forderungen nicht das Mindeste zu erlassen, und nicht eher zu ruhen, bis sie

selbe, wenn auch durch gewaltsame Mittel, vollkommen erfüllt sehen würden. Hierauf giengen sie geraden Weges nach London, zwangen das Parlament, eilf seiner Glieder, welche als die eifrigsten Presbyterianer bekannt waren, gefangen zu setzen, und verlangten, daß auch König Karl, der seit dem Jahre 1647 von der schottländischen Armee dem Parlamente zur Verwahrung anvertrauet war, noch ferner bewacht werden solle. Die Presbyterianer und die Stadt London verwendeten sich zwar werththätig für den König, und schlugen einen Vergleich, und eine Ausöhnung mit ihm vor; allein Cromwell, der bereits zu weit gegangen war, und bey der Wiederherstellung der Gestalt der vorigen Dinge für sich wenig Gutes zu hoffen hatte, auch den König zu sehr haßte, um einer Ausöhnung mit ihm fähig zu seyn, Cromwell wollte von keinem Vergleiche hören, und seine Anhänger und seine ihm in Allem folgsame Armee eben so wenig.

Karl, der Leuten einer solchen Denkungsart wenig trauen zu dürfen glaubte, flüchtete sich nun von Hauptancourt, wo er sich eben damals aufhielt, nach der Insel Wight, um

da eine glückliche Entwicklung der Sachen abzuwarten, und sein Leben in Sicherheit zu bringen. Doch auch diese letzten tröstenden Hoffnungen des unglücklichen Monarchen waren leider nur eitle blendende Täuschungen seines beängstigten Gemüthes! sein Herz hat nie wieder die Ruhe gefunden, die es so sehnlich gewünscht, und sein Haupt nie wieder Englands Krone getragen! — — — Sein trauriges Geschick empörte freilich das Gefühl manches guten treuherzigen Schotten, manches biedern Einwohners von England, und bewaffnete zu seiner Bertheidigung eine beträchtliche Anzahl wackerer Männer unter Herzog Hamiltons Anführung, der mit ihnen nach England eilte, um ihn zu retten, aber der Erfolg entsprach ihren edlen Bemühungen nicht, denn Cromwell, der allzuglückliche Cromwell, der eben Pembroke erobert hatte, schlug sie vollkommen, und gieng sogar, nachdem er Warwick blokirt hatte, nach Schottland über, um dort mit Nachdruck den Gefahren seines Anhanges, und der weitem Verbreitung presbyterianischer ungünstiger Gesinnungen zu steuern.

Sobald er da angekommen war, veran-

laste er unter den ihm ergebenen Mitgliedern der Staats-Comtee einen vertraulichen Briefwechsel, um die gegenseitige Mittheilung der nöthigen Lokalkenntnisse, und der daraus für seinen Plan zu schöpfenden erforderlichen Anordnungen unter ihnen zu sichern und zu verschnellern, und ließ ihnen zur Unterstützung ihres Ansehens, und zur wirksamen Handhabung seiner Befehle eine hinreichende Anzahl Truppen zurück. Darauf kehrte er im December wieder nach London zurück, und vermochte die Agitateurs durch sein Zureden dahin, daß sie im Namen der Armee von dem Parlamente strenge strafende Gerechtigkeit über alle jene forderten, welche an dem letzten blutigen Bürgerkriege Schuld gehabt hatten, und daß selbst der König als die Haupttriebfeder jenes verheerenden Zwistes der verdienten Ahndung nicht entgehen sollte. Das Parlament, zu uneinig und zu schwach, um diese kühnen Forderungen mit Würde und Nachdruck von sich zu weisen, schmiegte sich furchtsam nach dem Willen der ungestümen und mächtigen Agitateurs, und that, oder ließ wenigstens thun, was diese wollten. Die Unterhandlungen, welche

mit dem Könige zur Wiederherstellung der Ruhe, zur Ausöhnung der verschiedenen Partheyen und zur Erneuerung des wechselseitigen Vertrauens angefangen waren, wurden also plötzlich unterbrochen, der Weg der Güte, der friedlichen Ausgleichung gänzlich verworfen, und Cromwell mit unumschränkter Vollmacht versehen nach der Insel Wight geschickt, um den unglücklichen König von da als Staatsgefangenen nach London zum gerichtlichen Verhör zu bringen.

Welch ein Tag des Schreckens mußte dieser Tag, welcher ein Anblick, der unvermuthete Anblick des beleidigten rachedürstigen und trotzigen Cromwells für den sich sicher dünkenden aber verlassenen Karl gewesen seyn! und welche Empfindungen mußten sein leidendes trostloses Herz zerreißen, als er nun in London vor dem fürchterlichen Blutgerichte erschien, wo Stolz und Rache nur, und Blutbegier das Urtheil fällten, wo kein Freund der Tugend ein Wort der Rettung und des Trostes für ihn und zu ihm sprach! — O! daß doch Cromwell wenigstens, welchen, wie die Geschichte sagt, sein noch nicht gänzlich unterdrücktes Gewissen vor dem Kö-

nigsmorde zittern machte und zu besseren Gesinnungen rief, daß doch der vielvermögende Cromwell mit großmüthiger Selbstverleugnung, durch die Macht seines Ansehens, den Unglücklichen gerettet hätte! Wie groß, wie weit erhaben über alle andere glänzenden Thaten seines ruhmvollen Lebens wäre diese edle Selbstüberwindung gewesen! — Aber Cromwell folgte der leisen Stimme seines Gewissens nicht, denn Ehrgeiz, Rachsucht und Stolz hatten sein Herz schon zu sehr verdorben, als daß es noch des schönen Gefühles der sanften Menschlichkeit und der Verzeihung fähig gewesen wäre; und Ireton, sein Tochtermann, entflammte gleich einem Gespenste der Hölle mit teuflischer Beschäftigkeit ihn unaufhörlich zur Rache und Blutgier! Karl blutete also zur ewigen Schande seiner Richter, seines Vaterlandes und seines Zeitalters auf dem Schaffotte, und Cromwell? — eilte von dessen erledigtem Throne Besitz zu nehmen.

Zwar hat er nie den königlichen Titel geführt, und sogar selbst eifrig an der Abschaffung der königlichen Würde gearbeitet, aber wer verkennet hierin die lächerliche

Grimasse der Heuchelei? um so mehr, wenn er ihn bald darauf mit aller der unumschränkten Macht eines Königes, (nein, eines Tyrannen!) obgleich unter einem andern Namen, handeln sieht? —

Der Hauptwiderstand, welcher bisher Cromwells unersättlichem Ehrgeize in dem Wege war, verschwand also mit König Karl! und es blieb nun nur noch das Oberhaus zu bekämpfen übrig. Auch hiermit kam er ohne große Mühe, des Sträubens der Lords und des größten Theiles der Geistlichkeit ungeachtet, leicht zu Ende, denn er schmeichelte dem bey weitem zahlreichern Unterhause dadurch, daß er ihm alles Ansehen, welches er jenen gewaltsamer Weise entriß, zuzuwenden schien, und hatte eine treue, furchtbare Armee zur Seite, die stets bereit war, für die Wünsche seines Ehrgeizes, als für ihre eigne Sache zu streiten.

Als das Oberhaus besieget war, errichtete er einen Staatsrath von vierzig ihm gänzlich ergebenen Gliedern, der die Willensmeinungen des Parlaments, oder vielmehr Cromwells, in Wirksamkeit zu setzen hatte. Gedeckt durch diesen gefälligen Rath

fand er die weitere Mitwirkung der Agitateurs für überflüssig, (eigentlich vielleicht für gefährlich gegen seinen Stolz und seine Alleinherrschaft) und schaffte sie ab, ohne sich durch das Murren einiger der Vornehmsten aus ihnen, oder durch Vorliebe für sein eigenes und seines Tochtermannes Regiment, die sich auch darunter befanden, im Geringsten irre machen zu lassen. Nachdem dieses alles vollkommen beigelegt war, und auch die phantastischen Grillen der Levellers (einer Faktion bey der Armee, die allen Unterschied der Stände und Menschen aufgehoben wissen wollte) beruhigt waren, gieng er an der Spitze der Armee, unter dem prächtigen Titel eines Lord = Gouverneurs nach Irland, wo der Marquis von Ormond mit den Seinen und den rebellischen Katholiken, die bereits 20,000 Protestanten ihren Religionseifer geopfert hatten, das ganze Königreich, Dublin und Londonderry ausgenommen, überschwemmte.

Sobald einige Truppen von Cromwells Heere angekommen waren, stieß der Oberst Jones, der in Dublin kommandirte, zu ihnen, gieng auf die nächste Abtheilung der

Feinde los, schlug sie aus ihren Verschanzungen, und verfolgte sie bis zu Drmonds Armee. Bald nach diesem herrlichen Siege kam auch Cromwell in Dublin an, und das häufig versammelte Volk bewillkommte ihn mit allen Zeichen der tiefsten Verehrung. Als er die nöthigsten Geschäfte da abgethan hatte, gieng er mit 15,000 auserlesenen Streitern nach Tredagh, wo 3,000 feindliche Soldaten, meistens Engländer, unter dem Befehle Arthurs Asthous, eines wohlerfahrenen Offiziers, als Besatzung lagen, und eroberte, als sie sich gütlich zur verlangten Uebergabe nicht verstehen wollten, mit stürmender Hand in wenigen Tagen die Festung, vor welcher die Irländer fruchtlos drey Jahre gelegen hatten. Mit gleichem Muth und Glücke bezwang er die Festungen Wexford und Rosse, und den ihm an Mannschaft weit überlegenen Drmond. Hierauf nahm er Feathered-Calligri, und binnen sechs Tagen auch Kilkenny weg, obschon ihm der tapfere William Buttler die Wegnahme der letzteren sehr erschwerte. Die letzte und stärkste Arbeit war die Eroberung Clonmels, wo nebst der muthigen Besatzung auch noch

ein herbeyeilender Entschluß das Unternehmen erschwerte. Endlich nachdem er sich zehn Monate in Irland aufgehalten, und die neue Ordnung der Dinge und sein Ansehen gegründet hatte, kehrte er im May 1650 wieder nach England zurück, wo man ihn mit allen Ehrenbezeugungen empfing.

Er war noch nicht lange daselbst angekommen, als er auch schon wieder abreisen mußte. Die Schottländer wählten sich einen eigenen König, Karl den Zweiten, und beriefen ihn nach Hause. Dieses ließ eine Trennung Schottlands von England befürchten, welche letztern Reiche gar nicht willkommen seyn konnte. Man schickte also, da General Fairfax und die Presbyterianer keine Lust zu Feindseligkeiten gegen die Schotten zeigten, Cromwelln als General mit 19 bis 20,000 Mann dahin ab. Als er dort angekommen war, fand er die königliche Armee so wohl gelagert, daß er ihr nichts anhaben konnte; und zuletzt, da sein eignes Heer durch Mangel an Lebensmitteln und durch Krankheiten bis fast um die Hälfte herunter gekommen war, sah er sich sogar genöthiget, nach Dundar wieder zu-

rück zu gehen. Ja, er wollte endlich nach England selbst wieder übergehen, um sich zu einem zweiten Versuch mit neuen Kräften auszurüsten, aber die königliche Armee, welche ihm stets auf dem Fuße folgte, und zuletzt ihn vollends einschloß, hinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens. Cromwells Lage war nun wirklich nicht die beste. — Was sollte er thun? sollte er den mühsam errungenen und unbesleckten Heldenruhm so vieler Jahre mit feiger Zaghaftigkeit sich entreißen lassen? sollte er, so nahe am höchsten Ziele seiner Wünsche, von dessen Erreichung durch weibische Unthätigkeit sich auf immer entfernen? sollte er sich freiwillig ergeben, ein elender Sklave seiner Feinde, ein Opfer ihrer Rache werden? — oder, wie er bisher allezeit gethan, der Wuth seiner Gegner und seines Schicksales mit kühner Stirne Troß bieten? — Man kann leicht errathen, welche Parthey, wenn ein Cromwell wählte, gewählt worden sey, denn schön und hinreißend mußte seiner großen kraftvollen Seele jeder ehrenvolle Kampf mit großen Hindernissen scheinen. — Cromwell wählte also muthigen raschen Troß für feige Nach-

giebigkeit; er griff furchtlos und zuvorkommend seine Feinde an und schlug sie, ihrer Uebermacht ungeachtet, gänzlich aus dem Felde. Die ersten vortheilhaften Folgen dieses wichtigen Sieges waren die Eroberungen der Städte Leith und Edinburg. Im nächstfolgenden Jahre erschien der König mit einer neuen Armee, und lagerte sich wiederum so geschickt, daß man ihn nicht wohl angreifen konnte. Cromwell wandte sich also mit seinem Heere nach der Grafschaft Fyfe und eroberte Johnstown. Der König richtete nun seinen Marsch nach England, und Cromwell folgte nach; bey Worcester kam es zum Handgemenge, in welchem Cromwell siegte, und seinen Gegner so sehr schwächte, daß er keinen weitem Versuch zu wagen im Stande war.

Cromwell war also jetzt unumschränkter Herr in allen drey Königreichen, denn auch in Schottland hatte General Mont alles vollkommen dessen Willen unterworfen; und im Parlamente unterstand sich keiner mehr, ihm öffentlich zu widersprechen. Aber so ergeben man sich offenbar gegen ihn zeigte, so böse meinte man es heimlich mit ihm. Ei-

fersucht, Stolz und Mißtrauen, die er selbst kurz vorher mit so vieler Sorgfalt und Kunst gegen den unglücklichen Karl allenthalben verbreitet hatte, kehrten nun das schreckliche Gift ihrer Wuth allmählig gegen ihn, und verbitterten die süßen Gefühle befriedigten und geschmeichelten Ehrgeizes, und so mußten nach der weisen Einrichtung der Natur seine Verbrechen ihre Züchtigung in sich selber finden! —

Raum hatte er sich zu der Höhe, auf der er nun stand, geschwungen, als Neid und Haß ihn schon wieder zu stürzen suchten. Man verwickelte England in einen Krieg mit Holland, um ihn seiner treuen Armee, die er stets um sich hatte, zu berauben; man verband sich im Stillen durch fürchterliche Eide wider sein Ansehen und sein Leben; und man suchte ihm sogar durch allerley Kunstgriffe die Zuneigung seiner Armee zu entreißen. Freilich wurden die Verschwörungen entdeckt und bestraft, aber wurden sie damit auch ganz erstickt? und wenn das ihm so gefährliche Parlament, auf Befehl der Armee, die er dazu gestimmt hatte, auseinander gieng, konnte es darum

keinen fortbauernenden verborgenen Zusammenhang gegen ihn behalten? und wenn seine treue anhängliche Armee bisher allen Einlispelungen und Lockungen der Verführung widerstand, konnte sie nicht in Zukunft dadurch wankend gemacht werden? — Welche fürchterlichen und doch nur zu begründete Besorgnisse! — Welche Schmeicheley des Glückes und des Ruhmes wog ihre Foltter auf? welcher Traum der Hoffnung ihre Quaaln? und welcher Muth, wenn er anders nicht an Kühnheit grenzte, welcher eiserne Muth übernahm den Höllenkampf mit ihnen. — — Cromwell nur ließ sich durch alles dieses nicht im geringsten irre machen; er näherte sich unverdrossen und unerschüttert mit Riesenschritten dem großen Ziele seiner Wünsche.

Er beredete die Dffiziere der Armee, durch deren Mitwirkung er neuerlich das Parlament entkräftet hatte, einer neuen politischen Behörde, die aus 144 Gliedern bestehen sollte, die oberste Gewalt des Staates, die sie bisher inne hatten, zu übergeben; und wählte (denn ihre Wahl hatte er wohlbedächtig sich selbst vorbehalten) dazu

lauter unwissende, unangesehene Handwerker
 und Kaufleute. Durch dieses seine Beneh-
 men suchte er unvermerkt die gefährlichen
 mächtigen Theilnehmer der Armee von der
 Ausübung der höchsten Gewalt zu entfernen;
 und sich zugleich den baldigen Besitz der ge-
 wünschtesten Alleinherrschaft zu versichern.
 Leute, wie jene welche er wählte, waren un-
 fähig sich einen großen Anhang zu machen,
 und konnten unmöglich lange Lust zu einem
 Geschäfte behalten, das weit über ihre Kräf-
 te war; es mußte also, wie er glaubte, in
 kurzer Zeit die höchste Gewalt aus ihren un-
 vermögenden Händen wieder in seine zurück-
 kehren, und sie mußten sie ihm sogar selbst
 und mit jenem dankbaren Frohsinne wieder
 übergeben, mit welchem man eine lästige
 Bürde einem dienstfertigen zu Hülfe eilenden
 Freunde übergiebt. Cromwell irrte sich auch
 diesesmal in der Berechnung seiner Hoffnun-
 gen nicht, denn dieser lächerliche Staatsrath
 hatte kaum fünf Monate lang die armselige
 Ehre seines verdrüßlichen Amtes geschmek-
 tet, als er sie auch schon übersatt wieder in
 die Hände der Offiziere zurückgab: und diese
 wußten nun freilich, außer Cromwelln, ihrem

geliebten Generale, Niemand, dem sie damit ein würdiges Geschenk hätten machen können. Cromwell ward also nun General und Protektor Englands, Schottlands und Irlands, und bekam einen Rath von 21 Gliedern als Gehülfen zur Seite.

Unzufrieden mit dem nackten Titel eines Generals und Protektors, legte er sich den pompösen Titel *H o h e i t* bey, und suchte in eben jenen glänzenden Kleinigkeiten, und in jenen willkührlichen Anmaßungen unumschränkter Gewalt, welche er einst König Karl so sehr verargte, seine Größe. Er berief im Jahre 1654 ein neues Parlament, und schafte es, da es sich nicht nach seinem Willen schmiegen wollte, wieder aus einander; er machte Friede mit den Holländern, und bekriegte die Spanier; er bestrafte ohne Nachsicht jeden, der seine höchste Gewalt nicht anerkennen wollte, oder für König Karl den Zweiten sich äußerte; er theilte das Reich, um den Besitz der Alleinherrschaft sich gegen die steten Unternehmungen unruhiger Republikaner zu sichern, in mehrere Stadthalterschaften, deren jede er einem ihm ergebenen zuverlässigen Generalmajor anver-

traute; er rief von neuem im Jahre 1656 ein Parlament aus allen drey Königreichen zusammen, welches er nach seinem Willen zu Allem einstimmig, sogar zuvorkommend, und zu noch mehrerem erbötig fand; er gründete seine Macht durch das Ansehen und den gesetzlichen Ausspruch dieses gedungenen Parlamentes, er erschlich sich das Recht einen Nachfolger in der Regierung zu ernennen; und er würde sogar die Würde und den Titel eines Königes, welchen er doch einst so sehr verabscheute, sich angemasset oder doch von dem knechtisch gefälligen Par-
lamente angenommen haben, hätten ihn nicht seine Freunde und Feinde davon abge-
schreckt. —

Worin war er doch nun noch von Karl, den man wegen Mißbrauch der königlichen Gewalt gemordet hatte, unterschieden? worin war er besser als Karl? und was hatte Englands Wohl bey dem blutigen Tausche gewonnen? Im Jahre 1658 berief er noch einmal ein Parlament zusammen, in welchem er eine neue Kammer errichtete, die einige Aehnlichkeit mit dem ehemaligen Ober-
hause, doch dessen Namen nicht hatte, und

nur die andere Kammer hieß. Er wollte hierdurch den Schein rechtmäßiger gesetzlicher Regierung für sich gewinnen, und zugleich die gefährlichen Widersprüche des vorigen Oberhauses vermeiden. Aber er fand sehr bald, daß die Abneigung der Großen des Reiches gegen ihn noch nicht erloschen sey, daß die Abänderung des Namens nicht unumgänglich nothwendig auch eine Abänderung der Gesinnungen nach sich ziehen müsse, und daß der Geist des Hasses und der Empörung, welcher ehemals das Oberhaus gegen ihn beseelte, nun auch schon diese jüngst gebildete Kammer größtentheils wieder angesteckt habe: er sah sich also genöthiget, selbe kurz nach ihrer Errichtung wieder aufzuheben.

So setzten sich seinem Ehrgeize mit jedem Tage neue Hindernisse entgegen, und sein Muth, der durch so viele Jahre und über so viele Gefahren allezeit siegend sich empor geschwungen hatte, ermattete endlich allmählig unter dem vielfachen Kampfe der Leidenschaften und der vermehrten Anstrengung. Eben der Cromwell, der vor noch wenig Jahren muthig und unbesorgt in die

Mordgefilde der Schlacht geeilet war, der gleichsam spielend mit herkulischer Geisteskraft die Schlangen des Neides zertreten, und mit einem Donnerworte, mit einem zermalmenden Feuerblicke alle die stolzen Männer des furchtbaren Oberhauses schweigen gemacht hatte, eben dieser Cromwell zitterte nun, feige und argwöhnisch wie ein schwaches Weib, vor den Nachstellungen seiner sich täglich mehrenden Feinde. Mißtrauisch gegen Jedermann, selbst gegen Verwandte und Freunde, (wenn er anders wahre Freunde noch hatte!) begab er sich von einem Orte zum andern, und suchte Sicherheit und Ruhe, die er nirgends fand. Selbst der Schlaf, dieser holde Tröster mannigfaltiger Leidenhienieden, war für ihn der erquickende Freund nicht mehr; denn die Furien der Schwermuth und des Mißtrauens, welche ihn den Tag über quälten, verfolgten ihn selbst bis an das einsame Ruhelager hin, und ängstigten mit gräßlichen Gestalten einer düstern brütenden Whantasia seine scheue ohnmächtige Seele. Wie ein zweyter Tyrann Dyonis dachte er, kümmerte sich wachend schon immer für seine Sicherheit, während

des künftigen Schlafes, und vermied sorgfältig jede kommende Nacht den Aufenthalt in demselben Gemache, in welchem er die nächstvorige zugebracht hatte. Endlich unterlag seine so oft erschütterte Maschine den überhäuftten Zerrüttungen, und er starb von einem Fieber aufgezehret in eben dem Jahre 1658 zu Hamptoncourt. Sein Sohn Richard, welchen er zum Nachfolger in der Regierung ernannt hatte, hielt ihm mit Aufopferung fast seines ganzen Vermögens ein wirklich königliches Leichenbegräbniß, und ließ ihn zu Westminster in der Kapelle Königs Heinrichs des Siebenten beysetzen. Von da wurde er aber zwey Jahre nachher, als Karl der Zweite allgemein als König anerkannt war, nach Tyburn geschleift, und unter dem Galgen daselbst begraben, nachdem er wenige Stunden daran gehangen hatte.

Cromwell hatte unstreitig einen scharfsinnigen, weitumfassenden Verstand, der ihn fähig machte, auf Tausende zu wirken; nur Schade! daß nicht gleich große Güte und Erhabenheit des Herzens ihn beseelte, und in seinen Unternehmungen leitete. Ehrgeiz

war seine Hauptleidenschaft; die Begierde, von vielen gekannt und mit Achtung genannt zu werden, die brennende Begierde an der Spitze seiner Mitbürger, nicht nur vor den Augen seiner Zeitgenossen, sondern auch selbst bey der Nachwelt zu glänzen, war die Haupttriebfeder aller seiner Handlungen — eine vortrefliche Triebfeder! wenn nur Klugheit und Liebe zum Besten der Menschheit ihr die Richtung gegeben, und weise Mäßigung ihr starkes Feuer gemildert hätte. Cromwell hätte bey besserem Gebrauche seiner außerordentlichen Geistesgaben ein wohlthätiger Genius seines damals zerrütteten Vaterlandes werden können, und sein Ruhm, der so nur blendender unsteter Schimmer geworden ist, hätte ewig dann geglänzt in den Jahrbüchern der Menschheit. — Wie weit glücklicher und edelmüthiger, als er, hat Newton, sein Landsmann und Zeitgenosse, sich um den Beyfall seines Jahrhunderts und um die Bewunderung der Nachwelt bemühet! — Zwar lehret unsre heutige gutmüthige Philosophie, daß alles, was ist, an seinem Ort und in seiner Zeit das Beste sey, und daß selbst das Uebel, welcher Art es auch sey,

zur weisen Einrichtung dieser besten Welt, und zur Erzeugung des Guten unumgänglich nothwendig sey, und ich pflichte gerne dieser holden freundlichen Lehre bey, denn sie ist Trost für mein Herz und belebt mein Vertrauen auf Gottes weise Vorsicht und Güte; aber ich kann mich demungeachtet des heissen Wunsches nicht erwehren: daß nie wieder ein selbstsüchtiger Cromwell mit kühner blutbespritzter Hand über die Trümmer fremden Glückes, und über Tausende von Leichen den Weg zum Throne sich bahne! und daß nie wieder ein unglücklicher Karl den Reich und die Hoheit des Thrones mit der Schanze und dem Schmerzen des Blutgerüstes vertauschen müsse! —

IV.

Die Koräcken.

Die Koräcken, welche von den Russen diesen Namen bekommen haben, sind von zweierlei Art, denn ein Theil hat feste Wohnsitze, und der andere zieht mit Rennthieren

umher: jene nennen sich Tschäutschu (welcher Name dreisylbig ist), diese Timuhutu. Beide verstehen einander nicht, reden also unterschiedene Sprachen. Von den Kurilen werden sie Tschliwan genannt.

Sie sind schamanische Heiden, und in ihren Gebräuchen den Kamtschadalen am ähnlichsten. Sie wohnen in der Irkutskischen Statthalterschaft, und ziehen um den nördlichsten Theil des penschieschen Meeresbusens und im nördlichsten Kamtschatka, selbst bis an den Anadyr, in Westen vom Olomon, einem Theile des Kolymassuß bis ans Ostmeer, neben und zwischen den Kamtschadalen, Tungusen, Lamuten und Tschuktischen, in äußerst rauhen, morastigen und felsigten, theils waldlosen Wildnissen.

Die Geschichte dieser Wilden vor den russischen Eroberungen ist in völliger Dunkelheit, da sie nicht schreiben können, und ohne den geringsten Unterricht sind. Der Umstand, daß sie in der Geschichte ihrer südlichen Nachbarn nicht vorkommen, und noch mehr ihre große Aehnlichkeit mit vielen Insulanern des Ostmeers und der nächsten Amerikaner jenseit der Meerenge selbst, läßt

bei ihnen, so wie bei den Eschukttschen, aus gleichen Gründen vermuthen, daß sie uralte Besitzer ihrer Küsten sind. Vielleicht sind alle diese Völker von den Amerikanern Kolonien, oder auch beim Durchbruche des Meers und bei der Entstehung der Inseln von denselben getrennt worden, welches näher zu bestätigen aber historische Nachrichten und mehr Kenntnisse der Völker jenseits der Meerenge, und deren und unserer Sprachen nöthig sind, als wir besitzen, und vor der Hand zu hoffen haben.

Die Sprache der Koräcken hat mit den Sprachen der Eschukttschen, auch einiger Insulaner so vieles gemein, aber doch auch so vieles abweichendes und eigenthümliches, daß man sie mit gleichem Recht für eine Mundart derselben, und für eine eigne halten kann. Die Wörter sind lang, deren Aussprache aber kurz und widrig klingend. Die Zeit theilen sie nur nach den Jahreszeiten ab, ohne sich an den Mondwechsel zu kehren.

Sie sind klein von Wuchs, mit kleinen Köpfen und Augen, runden magern Gesichtern, kurzen Nasen und großem Munde.

Die Haare sind, wie der schwache Bart, schwarz, die Augenbraunen gleichsam länzend. Von Verstande sind sie langsam und stumpf, stolz auf ihr Land und ihre Verfassung, beherzt, argwöhnisch und rachsüchtig. Sie zeigen sich geschäftig, aufrichtig, freundschaftlich und den Obern getreu.

Vor ihrer Unterwerfung unter Rußland wußten sie nichts von Oberherrn; nur Reichthum gab Vorzüge. Gegenwärtig haben sie mit den übrigen Nationalen Sibiriens gleiche Einrichtungen, geben Tribut in Pelzwerk u. dgl. Sie sind jedoch nicht so völlig, als viele andre Völker des Landes, unter Aufsicht, besonders gilt dieses von den herumschweifenden, daher sie auch nur ganz obenhin gezählt und registriert werden konnten. Nach diesen Zählungen gleichen sie den Kamtschadalen an Stärke.

Sie theilen sich nach ihrer Lebensart in Ansäßige und Nomaden. Beide sind ungefähr gleich zahlreich, reden verschiedene Mundarten, und begegnen sich meistens sehr wenig brüderlich, oft recht feindselig.

Die Sesshaften, welche die Nomaden an milderem Sitten weit übertreffen, besitzen

die südlicheren Gegenden ihres Gebietes am penschieschen Meerbusen, und theils in Kamtschatka selbst. Ihre Hütten sind völlig, ihre ganze Einrichtung aber meistens wie bei den Kamtschadalen. Ihre Kleidung unterscheidet sich wenig von der eigenthümlichen kamtschattischen. Das koräkische Frauenzimmer aber nähert sich nach der Weise der Tungusen, Linien und Figuren ins Gesicht. Ihre Speisen und deren Bereitung sind kamtschadalisch, und auch eben so unreinlich.

Ihre Hauptbeschäftigungen bestehen in der Jagd und Fischerei, und beide, besonders die erstern, treiben sie mehr mit Fleiß, als die Kamtschadalen, auch besorgen nicht, wie bei diesen die Männer, sondern die Weiber die Küche. Das übrige gute Pelzwerk vertauschen sie an die herum-schweifenden Koräcken für Rennthierfelle zu Kleidern. Jede Familie besitzt gewöhnlich einige Rennthiere, doch nicht mehr, als sie auf ihren Reisen brauchen. Das weibliche Geschlecht nähert Kleider, gerbt Leder, kocht und trocknet Speisen u. s. w. alles nach kamtschadalischen Gebräuchen.

Im Umgange sind sie steif, doch freundschaftlich, nehmen jeden gern auf, und bewirthen ihn mit dem Besten, was nur vorhanden ist, zwingen aber keinen, wie die Kamtschadalen, sich zu überladen. In ihren Hütten ist es ungemein heiß, daher die Weiber völlig nackt in denselben herum gehen. Des Winters fahren sie nach der Art der Lappen u. a. mit kleinen mit Rennthieren bespannten Schlitten. Der Lenkriemen ist an einem Kamme, der dem Thiere den Hals drückt, wenn man an demselben zieht. Oft spannen sie zwei Rennthiere neben einander, und können dann in einem Tage bis 150 Werst zurücklegen. Des Sommers machen sie ihre Reisen zu Fuß, da das Reiten auf Rennthieren nicht gebräuchlich ist.

Die nomadisirenden Koräcken schweifen in ihren nördlichsten Gegenden, gegen den Anadyr, neben den Eschuktischen u. a. herum, streifen aber auch oft bis Kamtschatka. Sie sind von rohen wilden Sitten, und daher nicht füglich im Zaum zu halten; schon ihr Argwohn ist gefährlich.

Ihre Kleidung ist mit Pelzwerk besetzt, bei der alltäglichen unten und oben das

mit eingefast, bei der sonntäglichen oder dem Puz hingegen sind alle Räthe damit besetzt.

Ihre Jurten sind von gebogenen Stäben oder Sprögeln, den barabinzischen ähnlich, nur kleiner, aber mit Rennthierhäuten bedeckt. In der Mitte stehen vier kleine Säulen, an die sie die Hunde binden, die den Kessel, welcher in der Mitte über dem Feuerplaz hangt, oft bestehlen. Ihre Kleidung ist wie die der festhaften Koräcken oder der Kamtschadalen, nur scheeren diese den Kopf und rupfen fast den ganzen Bart aus.

Ihr Hauptgewerbe ist die Rennthierzucht, nächst dieser die Jagd. Mit der Fischerei wissen sie nicht recht umzugehen. Die mehresten haben 50 bis 100, manche 1000, und einige etliche tausend Rennthiere, mit welchen sie ohne Rücksicht auf Holz oder Wasser in moosreichen Gegenden und Bergen beständig herumziehen. Sie milchen die Thiere nicht, und wissen also auch nichts vom Käse. Der reichste Mann schlachtet nicht leicht ein gesundes Thier, sondern behält sich mit dem was umfällt

oder zu Schaden kommt, daher die Heerden so stark werden, aber auch starke Heerden zu ihrem Auskommen nöthig sind. Arme dienen bei Reichen, und lassen ihr wenigcs Vieh bei deren Heerden weiden. Was die Jagd bringt, ist ohne Ausnahme gute Speise. Ueberdies sammeln auch die Frauenzimmer wildes Wurzelwerk und Früchte, welches alles gleich, und ohne auf Borrath zu denken, verzehrt wird.

Die ziehenden Koräcken sind viel roher, härter, kriegerischer und gefährlicher, als die ansässigen. Recht oft gehen sie auf Räubereien und Abendtheuer bei ihren stillen Brüdern oder Nachbarn aus. Sie pflegen sich vor solchen Unternehmungen durch den Genuß des Fliegenschwammes beherzt und fühllos zu machen.

Ihre Waffen für die Jagd- und Ritterzüge bestehen in Pfeil und Bogen, Lanzen und Keulen oder Prügeln, und ihre Kriegskunst in Ueberfällen. Stehlen, rauben und morden ist nur dann ein Fehler, wenn es in demselben Geschlecht, nicht aber in einem andern, oder bei Fremden geschieht. Ihr größtes Vergnügen ist von einem Orte zum andern

bern zu gehen, und ihre Rennthierheerden, die sie, wenn sie stark werden, theilen zu sehen. Sie sind oft und meistens zahlreicher, als daß sie sie rechnen können, doch merken sie gleich, wenn ein Thier fehlt.

Alle Koräczen sind Polygamen, und nicht wenige haben drei bis vier Weiber, die sie nicht kaufen, sondern durch Dienste erwerben, und dann haschen. Reiche bleiben ohne Rücksicht auf Blutsverwandschaft bei Reichen, und Arme bei Armen. Die sesshaften haben ihre Weiber in ihrer Hütte, die ziehenden vertheilen sie bei den verschiedenen Heerden als Aufseherinnen. Die Nomaden quälen ihre Weiber durch Eifersucht auf das ärgste. Manche Frau wird ein Todesopfer eines irrig argwöhnenden Mannes; eben so geht es den Nebenbuhlern. Deswegen suchen die Weiber recht häßlich zu seyn, kämmen und waschen sich nicht, gehen säuisch und zerlumpt einher u. s. w., denn die Männer halten für ausgemacht, daß sie sich nur der Buhler wegen schmücken. Die sesshaften fehlen entgegengesetzt durch übertriebene Nachsicht. Sie sehens gern, daß ihre Weiber gefallen,

und von andern geliebkoset werden; weßwegen sie sich aufs beste schmücken müssen. Sie geben Fremden ihre Weiber und Töchter zu Beischläferinnen, und halten die Annahme derselben für wahre Freundschaft, so wie die Weigerung sie erbittert. Dieser Gebrauch, den sie mit einigen Südamerikanern gemein haben, und dessen auch Baruch (Kap. 6 v. 43) und Herodet bei den alten Babylonern gedenkt, hat bei den Koräcken für den Gast die Unannehmlichkeit, daß er sich den Mund mit einer Schale Urin, den die Beischläfere in seiner Gegenwart läßt, und den sie ihm überreicht, ausspühlen muß.

Kindern geben alte Weiber Namen. Sie kommen weder in Windeln noch Wiegen, und werden gewöhnlich bis ins dritte Jahr gesäugt. Die Nomaden schenken den Kindern Vieh, wodurch sie von Jugend an zu guten Hirtenleuten gebildet werden. Eine Wöchnerin hält sich die ersten zehn Tage nach der Niederkunft verborgen.

Kranke pflegen sie mit Fleiß, und suchen ihnen durch ihre Zauberer Hülfe zu verschaffen.

Die nomadisirenden Koräcken verbrennen alle, die ansäßigen die meisten Leichen. Sie errichten Scheiterhäufen, nach welchen sie sie auf Schlitten mit Rennthieren bespannt, führen, und in der besten Kleidung, nebst Waffen und Hausgeräth, verbrennen. Den Vorrath schlachten sie, essen dessen Fleisch, und werfen alles, was nicht aufgezehrt worden, ins Feuer. Bey einem Gedächtnißfest werden wieder Rennthiere geschlachtet.

Mit diesem Bande ist das Nordische Archiv geschlossen.